



Balduin Winter über **Olga Grushin** ■ Tina Veihelmann über **Kramar, Marcell Nimführ** und **Andrej Smolensky** ■ Dorothea von Törne über **Silke Scheuermann** ■ Ingo Arend über **Katja Lange-Müller** ■ Regina General über **Thomas Harlan** ■ Kerstin Hensel über **Sissi Tax** ■ Fahimeh Farsaie über **Dalia Sofer** ■ Peter Rehberg über **Don DeLillo** ■ Jan Koneffke über **Dan Lungu** ■ Rupprecht Podszun über **Georg M. Oswald** ■ Beat Mazenauer über **Quim Monzó** ■ Ellen Spielmann über **Josep Pla** ■ Michael Braun über **Pere Gimferrer, Salvador Espriu** und **Joan Margarit** ■ Mario Scalla über **Mercè Rodoreda** ■ Eva Karnofsky über **Albert Sánchez Piñol** ■ Jens Kastner über **Bernecker/Carlos Seidel** ■ Steffen Vogel über **M. Aisa, P. Madrid, D. Marín, A. Rebello, C. Sanz, Q. Sirera** und **M. Vallès**



Freitag Literatur

Offene Grenzen, blühender Regionalismus und der schleichende Anfang vom langen Ende der Idee von der Nation als fest gefügtem Kern bestimmen heute weitgehend das Europabild. Bildet Katalonien – das diesjährige Gastland der Frankfurter Buchmesse – vor diesem Hintergrund die Ausnahme oder die Regel? Was ist eigentlich das Exzeptionelle an der Region Spaniens, die seit der Verfassung 1978 den Status »Autonome Provinz« besitzt?

Kataloniens außergewöhnliche Geschichte veranlasste den französischen Historiker Fernand Braudel bereits 1949 in seinem Opus Magnum über den Mittelmeerraum dem Land große Aufmerksamkeit zu widmen. Für sein Konzept der Méditerranée, das die Geo-Historie – die Geschichte der Täler, Gebirge, Küste, des Klimas, der Land- und Seewege und ihrer Menschen – ebenso wichtig nimmt wie die Ereignisgeschichte, spielt Katalonien eine Schlüsselrolle. Beispielhaft für die Besonderheit Kataloniens ist auch die außergewöhnliche Geschichte seiner Hauptstadt: Barcelona.

Barcelonas Vorreiterrolle

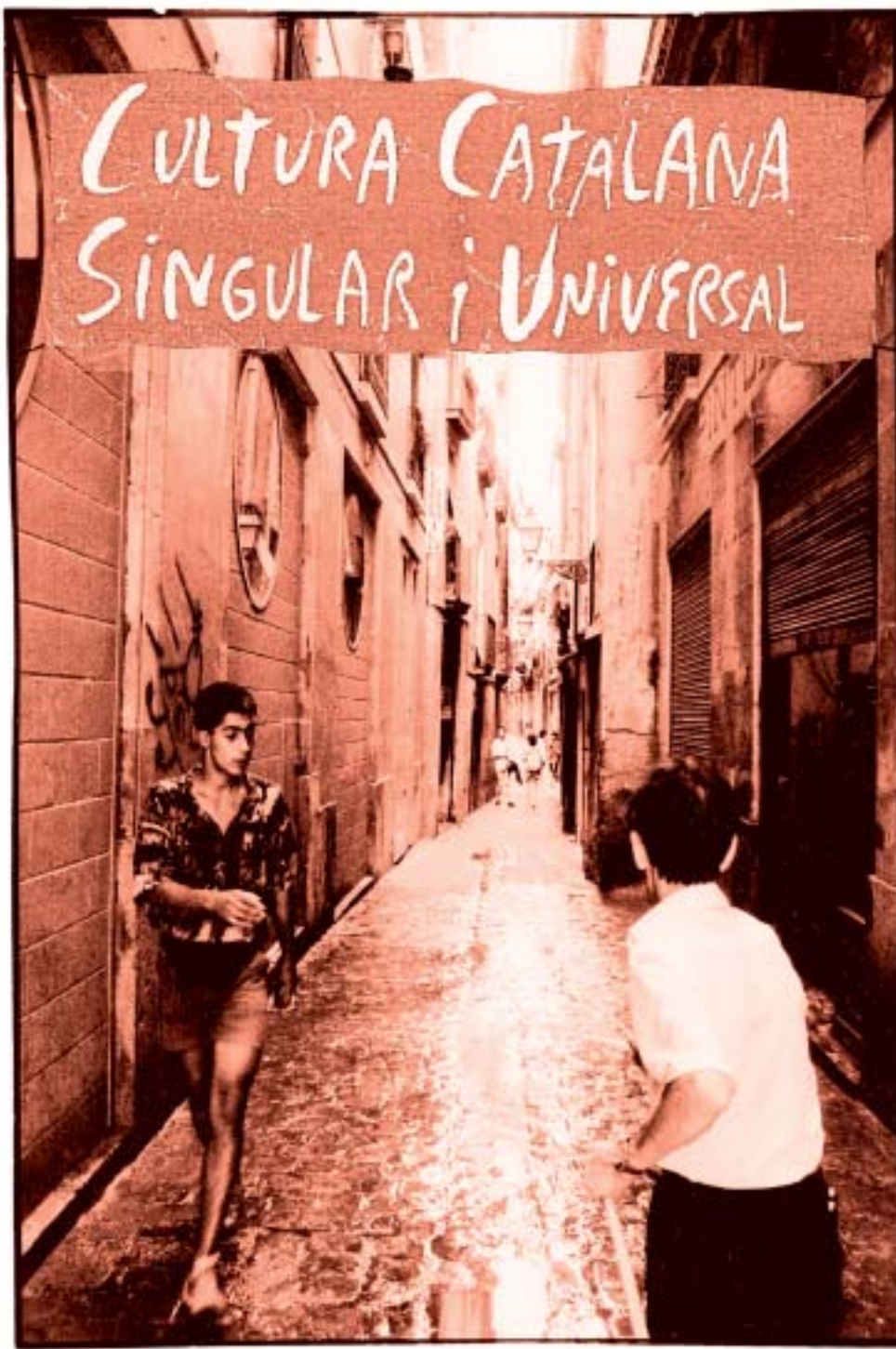
Heute gilt sie wieder als die heimliche Hauptstadt Spaniens. Die Stadt, die in der Moderne vier Mal neu gebaut wurde, lag immer wieder mit der Nase vor Madrid. Das erste Mal Mitte des 18. Jahrhunderts als Barcelona mit seiner prosperierenden Industrie, erfolgreichen Kaufleuten und Händlern heimlich die erste Geige spielte im Königreich, zumal auch architektonisch. Das zweite Mal zur Weltausstellung 1888. Die Stadt demonstrierte Weltoffenheit: 1903 gewann ein französischer Architekt die Ausschreibung zur Stadterweiterung. Barcelona sollte zum Paris des Südens werden, also avancierte Schönheit zum Schlüsselkriterium. Intellektuelle Kreise glaubten fest an die Unabhängigkeit, dabei verfügte die Stadt bis 1914 nicht einmal über eine eigene Verwaltung. Das ambitionierte Projekt, eine zivilisierte Stadt mit Museen, Bibliotheken, Forschungszentren zu entwickeln, schürte bestehende Interessenkonflikte zwischen Bürgern und Arbeitern. Es kam zu heftigen, bewaffneten Konfrontationen. Barcelona galt von nun an als Zentrum der Anarchie. 1929 im Zuge der zweiten Weltausstellung wurde die Stadt zum dritten Mal umgebaut: Nüchternheit, größere und bessere Ausstattung, die Verbannung des Modern Style mit seiner Farbigkeit, Reliefs und Ornamenten standen auf der Tagesordnung. Selbst die Arbeiten des ruhmreichsten Sohnes Barcelonas, Antoni Gaudí, waren heftigen Angriffen ausgesetzt. Das vierte Mal für die Olympischen Spiele 1992, doch dazu später.

1931, beim Fall der Monarchie, spielte Barcelona wieder die Rolle des Vorreiters. Hier und nicht in Madrid wurde die Zweite Republik zuerst ausgerufen. Das Versprechen 1932/33 Katalonien Autonomiestatus zu gewähren, löste die republikanische Regierung allerdings nicht ein. Die Frage bleibt bis heute ein neuralgischer Punkt für Katalanen. Das gilt auch für die Sprache. Viele Katalanen erleben es bis heute als existenzielles Dilemma, wenn katalanische Literatur auf Spanisch verfasst oder ihre Kultur auch von spanisch-

Auf katalanischem Boden

Ellen Spielmann

VORREITERROLLE ■ *Katalonien ist Gastland der Frankfurter Buchmesse. An seiner Kultur und Sprache lässt sich der schwierige Versuch einer europäischen Region studieren, ihren Platz zwischen Nationalismus und Globalisierung zu behaupten*



Ihren Höhepunkt und internationale Anerkennung erreichte die katalanische literarische und kulturelle Produktion in den 1930er Jahren. Obwohl Katalanen eine Minderheit bildeten, stellten katalanische Publikationen vor dem Bürgerkrieg (1936-39) ein Drittel der gesamten literarischen Produktion Spaniens. Mit der Besetzung Kataloniens durch Francos Truppen war alles zu Ende. Deutschland leistete einen entscheidenden Beitrag, um Katalonien auf der Landkarte quasi auszuradieren. Barcelona und nicht Guernica ist die von der Legion Condor am häufigsten und heftigsten bombardierte Stadt Spaniens. Bis heute blieb eine offizielle Entschuldigung seitens deutscher Regierungen aus.

Das Wunder

Von 1936 an sind katalanische Sprache, Literatur, Zeitungen, Verlage verboten. Francos Politik folgt der Logik regelrechter Ausmerzungen. Bedeutende Autoren gehen ins Exil, Mercè Rodoreda flüchtet in die Schweiz, andere in die USA, nach Mexiko. Unter den Bedingungen massiver Repression, des Mundtot-Machens, der Verfolgung, ist es ein Wunder, dass katalanische Literatur und Kultur überlebte. Zwar wurde 1946 offiziell das Verbot, katalanische Bücher zu drucken, aufgehoben, doch in der Praxis der Zensur konnten katalanische Texte erst nach Francos Tod 1975 veröffentlicht werden.

Der Übergang zur Demokratie, die *transición* der achtziger Jahre, bescherte katalanischer Literatur einen Boom. Romane, Erzählungen, Gedichte kamen aus den Schubladen ans Tageslicht, neue Texte entstanden. Doch mangels Orientierung, bedingt durch die traumatischen Erfahrungen jüngster Vergangenheit und durch negative Kritiken in spanischsprachigen Zeitungen, entstand bald der generelle Eindruck, das Lesepublikum fühle sich mit Katalanisch nicht wohl und lese lieber in spanischer Übersetzung. Kein Wunder, dass eine Reihe international anerkannter katalanischer Autoren beschloss, ihre Texte gleich auf Spanisch zu schreiben. Eine rechtskonservative Plattform aus Institutionen, Gremien und Medien versuchte erfolgreich, das Katalanische aus der Sphäre der Öffentlichkeit verschwinden zu lassen, fast wie zu Francos Zeiten. Der wiederholte Versuch, den katalanischen Dichter Salvador Espriu in den achtziger Jahren als Nobelpreiskandidaten zu lancieren, blieb erfolglos, da keine Übersetzungen vorlagen. Kenner der Szene beklagen, dass die Politik bis heute, trotz katalanischer Institutionen zur Förderung der Literatur, Übertragungen in oder aus dem Katalanischen regelrecht blockiere.

sprachigen Autoren vertreten wird, wie jetzt bei der Buchmesse. Die ethische Malaise reiche bis weit in die Post-Franco Ära, erklärt der katalanische, an der Stanford University lehrende Literaturwissenschaftler Joan Ramon Resina. Schlüssel zum Verständnis der Konflikte und Polemiken sei, dass die Macht des katalanischen Nationalismus total über-

schätzt werde. Über die Schizophrenie katalanischer Politik, die mit der Einführung des Katalanischen per Gesetz und mit allerlei Verbalradikalismus eine unergiebigkeit Politik der Konfrontation betreibt, schrieb Juan Marsé 1990 seine wunderbare, ironisch-sarkastische Satire: *Der zweisprachige Liebhaber*.

Spannender als Katalonien auf die Rolle der Ausnahme oder der Regel festzuschreiben, ist das Land als symptomatischen Fall einer wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Dynamik zu betrachten, deren Zukunft offen bleibt. Seit den achtziger Jahre bildete sich mit der Euphorie der *transición* ein offizieller katalanischer Diskurs heraus, der katalanische Kultur propagierte und zugleich vereinnahmte. Bei der Definition katalanischer Kultur galt das Territoriale als einziges Kriterium. Alles, was auf katalanischem Boden produziert würde, sei katalanisch, lautete die Devise. In der Regionalpolitik setzt man wieder ganz auf Weltoffenheit. Barcelona veranstaltet internationale Events, zum Beispiel das Literaturfestival Cosmopolis. Zu Diskussionsveranstaltungen mit internationaler Besetzung wurden 2006 nur spanische Autoren eingeladen. Katalanische Schriftsteller hingegen blieben in einer einzigen offiziellen Veranstaltung zu katalanischer Literatur und Kultur unter sich. Sie zogen das Fazit: Ghettoisierung statt Dialog und Austausch.

Ein symptomatischer Fall

Für die Olympischen Spiele 1992 erforderte Barcelona zum vierten Mal neu. Die im Krieg völlig zerstörte, graue, traurige Stadt, die in den fünfziger bis siebziger Jahren als Spekulationsobjekt gedient, ihre Plätze, Freiflächen eingeebnet hatte, wurde neu gebaut. Mit den Geldern der Olympiade ging der Um- und Neubau Barcelonas weiter. Die Friedensveranstaltung *Forum der Kulturen* im Jahr 2004 war Vorwand, weitere Urbanisierungsmaßnahmen vorzunehmen, bei der historisch bedeutungstragende Orte verschwanden. So wurde zum Beispiel ein Platz auf dem Hunderte Menschen im Bürgerkrieg erschossen wurden, durch ein neues Gebäude völlig verbaut.

Heute weist die Altstadt Barcelonas die größte Dichte an Weltklasserestaurants auf: eine Folge der Entdeckung des katalanischen Starkochs Ferran Adrià. Junge Modelabels wie Sarah wurden in den letzten Jahren aus der Taufe gehoben. Alteingesessene Modehäusern wie Armand Basi mischen mit neuen Linien in der Mode-, Design- und Lifestylebranche international ganz oben mit. Die erfolgreichste Messe für junge Mode *Bread&Butter* findet in Barcelona gleich zweimal jährlich statt. Kurz gesagt: Kataloniens Regierung im Verein mit einheimischen und internationalen Investoren ist heute in der Lage, alles zu kaufen. Woody Allens Präsenz zum Filmdreh jüngst in Barcelona ist da ein Klacks. In letzter Zeit sind Modellviertel für anspruchsvoll-elitäre Norm-Europäer entstanden. Die Stadt zieht die junge aufstrebende professionelle Elite Europas an zum Studium, Arbeiten und Leben. Ausschlaggebend ist das neu gebaute Zentrum für Zukunftstechnologien: Biomedizin, Informatik, Kommunikation und Energiewirtschaft. Die Kulturpolitik setzt auf den Imageerfolg einer europäischen Mega-City auf katalanischem Territorium. Doch die katalanische Kultur, so stellten katalanische Schriftsteller nüchtern fest, führe allenfalls noch ein Nischendasein. Sind sie Nostalgiker? Ob heute der Neubeginn oder das endgültige Ende einer katalanisch-mediterranen Lebenskultur eingeläutet ist, bleibt vorerst offen. ■

Balduin Winter

Der Traum vom Fliegen

WERTEFRAGE ■ Olga Grushins Debütroman »Suchanow verkauft seine Seele« ist mehr als ein Roman über Kunst und Diktatur

Ob Anatoli Pawlowitsch Suchanow (56), Chefredakteur der führenden sowjetischen Kunstzeitschrift *Kunst und Welt*, wirklich ein glücklicher Mensch ist? Das einleitende Motto aus der Offenbarung des Johannes macht sofort misstrauisch: »Du sprichst: Ich bin reich und bedarf nichts! Und weißt nicht, dass du bist elend und jämmerlich, arm, blind und bloß.« Die Warnung ist ebenso deutlich wie es die Schilderungen in diesem Buch über den Wohlstand des Apparatchiks sind. Suchanows Wort wiegt schwer in der sowjetischen Kunstszene, er ist seit 25 Jahren verheiratet mit der Tochter eines der bedeutendsten Maler, zu dessen Retrospektive in Moskau Olga Grushin den Leser zu Beginn von *Suchanow verkauft seine Seele* geleitet.

Ein Chauffeur bringt den Redakteur und seine immer noch schöne Nina im Wolga zur Galerie, wo er bedeutenden Persönlichkeiten der Sowjetunion begegnet und eine Einladung des Kulturministers auf dessen Datscha erhält. Ein Kuppelgeschäft bahnt sich an, der Minister will seine Tochter mit Wassili, Suchanows Außenpolitik studierenden Sohn in Verbindung bringen. Karrieren am Höhepunkt, Karrieren am Beginn – die »neuen Menschen« des Sowjetkommunismus werden so bilderbuchmäßig als Spießbürger vorgeführt, dass man ein Abrechnungsbuch vermutet und sich erst einmal die Frage stellt, wie gut die Autorin das wohl zuwege bringt.

Denn Olga Grushin ist gewissermaßen vorbelastet. Der Klappentext verrät, dass die 1971 in Moskau Geborene ihre Kindheit in Prag verbracht hat, wohin die Familie aus Protest gegen das Breshnew-Regime gezogen ist. Oppositionsgeist war hier wohl angesagt, der Kunst in Russland schien sie keine große Zukunft zuzubilligen, denn schon früh, 1989 nämlich, übersiedelte sie mit Hilfe eines Universitätsstipendiums in die USA und wurde 2002 US-Bürgerin. Da will die Eintrittskarte in das Land der Freiheit verdient sein.

So wirkt denn auch manches auf den ersten hundert Seiten etwas grob aufgetragen, etwas schwarz-weiß gezeichnet und in der Konstruktion etwas schematisch. Vielleicht liegt es daran, weil der aufgeklärte Leser nun annehmen könnte, er habe schon in das dem Roman zugrunde liegende Netz gefasst, jetzt strickt Frau Grushin nur noch ihr Buch herunter, zwei glatt, zwei verkehrt, und am Ende kann er feststellen, ja, so ist das eben mit der von einer Diktatur geknebelten Kunst, diesmal der Sowjetsozialismus, der den Charakter deformiert. Das wird er tatsächlich, inhaltlich ist das nichts Neues, aber Olga Grushin hat noch ganz andere Dinge hineinge-

strickt, die diesen Seelenverkäufer Suchanow wirklich lesenswert machen.

Zwei glatt, zwei verkehrt: Der glanzvolle Suchanow bekommt Probleme. Er begegnet nach der Vernissage Lew Belkin, einem alten Freund, der ihn zu seiner – ersten – Ausstellung nach jahrelanger Dissidenz einlädt. Man hat sich entfremdet, denn der Redakteur ist damals, 1962, einen anderen Weg gegangen. Diese Geschichte rollt Grushin nun auf. Sie rollt auch die Vorgeschichte, die Kindheit des kleinen Anatoli auf und geht damit in die Stalin-Ära. Dieser wächst in ärmlichen Verhältnissen auf, in einer Wohnung, die sich mehrere Familien teilen müssen. Der selten anwesende Vater zeigt dem kleinen Jungen eines Tages in einem Museum seltsame Flugmaschinen, für Anatoli ein unvergessliches Erlebnis: »Wenn ich groß bin, will ich auch ohne eine Maschine fliegen!« Man muss annehmen, das Verschwinden des Vaters hat mit Stalin zu tun, und die Mutter erzählt dem Knaben Flunkergeschichten zur Beruhigung. Im Krieg taucht er wieder auf, »entlassen« – und begeht Selbstmord. In der Wohnung lebt ein »Professor«, der dem Jungen Kunstbücher zeigt und in ihm die Liebe zur Kunst, zur Malerei weckt, bis der alte Mann »abgeholt« wird. Im Nachhinein fällt erst auf, dass diese wahrlich nicht auf Honig gebettete Kindheit völlig unpräzise erzählt wird – vielleicht sind die Gefühle dieser Lebensphase das Beste, worüber der Mensch verfügt.

Die aktuelle Geschichte verhandelt Suchanows Fall. Es ist ein Absturz auf allen Linien. Fast möchte man sagen, ein Erfolg von Gorbatschows Perestroika. Man kann diesen Niedergang jedoch nicht mit Genuss verfolgen, etwa mit der Einstellung, dieser Suchanow ist doch nur ein feistes Sowjet-Arschloch, dem man gern alles Verderben wünscht. Denn je mehr man über ihn erfährt, umso mehr tritt die Dimension der Abrechnung in den Hintergrund. Natürlich sind Suchanows Meinungen zur Kunst schlicht bescheuert, seine Rechtfertigungen des sozialistischen Realismus eben so hirnerbrannt, wie sie in der Wirklichkeit waren. Umso mehr, als man erfährt, dass er als junger talentierter Maler selbst einmal alle möglichen Stile versucht hat. Die Aussperrung fortschrittlicher Künstler wie Marc Chagall hatte ihn einst ebenso empört wie die Protektion talent- und rückgratloser sozialistischer Bildpinseler.

Eine Auseinandersetzung um Kunst und ihre Bedingungen unter verschiedenen Systemen? Auch das bringt Grushin ein, aber für sie ist der Kampf der Systeme nur der Ausgangspunkt. Angelpunkt aber ist die Kunst als existenzielles Anliegen des Menschen – und die kann ein Suchanow auch in



HIER SPRICHT RADIO PMR NACHRICHTEN AUS TRANSNISTRIEN

»Von Reisen in das Gebiet jenseits des Dniestr wird seitens des Bundesministeriums für auswärtige Angelegenheiten abgeraten.« So lautet eine der vielen Warnungen, ein Land zu besuchen, das seine Bewohner »PMR« Pridnestrowskaya Moldowskaya Respublika nennen, das in westlichen Ländern Transdnestr, Transdnestr oder Transnistrien heißt. Die Differenz in der Wahrnehmung wird durch die Namensgebungen deutlich: Der Westen nennt es »hinter dem Dniestr« – und meint einen Raum, der abseits liegt. Die Bewohner dieses Territoriums nennen es »vor dem Dniestr« und meinen den Ort, an dem sie leben. Eine Republik, die nach dem Zerfall der Sowjetunion zu Moldawien gehörte und sich einseitig unabhängig erklärte, als Moldawien sich Rumänien anschließen wollte. »Russen, Koffer packen«, habe das für Russen und Ukrainer bedeutet, die im Osten Moldawiens einen großen Teil der Bevölkerung stellen. Was dann folgte, wird sehr unterschiedlich interpretiert: Für die Bewohner der PMR ist es ein mutiger Unabhängigkeitskrieg mit einigen Opfern. Für andere heißt es »Transnistrienkonflikt« – in den sich die 14. Rote Armee einmischte und in dessen Folge sich ein Staat bildete, der autoritär und korrupt ist, der hauptsächlich von illegalem Kinder- Organ- und Waffen-

handel lebt, der seine Leninstatuen stehen ließ, unbeirrt Propaganda produziert und rote Fahnen schwenken lässt. Für die meisten ist Transnistrien nicht mehr als ein bizarrer Themenpark Sowjetunion.

Eine Annäherung westlicher Autoren kann sich nicht anders als schwierig gestalten. Entsprechend nennt das Kollektiv *Fischka* einen eben erschienenen Text- und Bildband einen »Versuch« – eine Spiegelung der transnistrischen Strategie, durch Symbole, Geschichtsschreibung und Propaganda eine eigene Identität zu erzeugen. Die Spiegelung gelingt den Fotografen Kramar und Marcell Nimführ – und auf den Fotos, die während fünf Jahren gesammelt wurden, sind folgerichtig Demonstrationen in Unterperspektive zu sehen, die Bild- und Formensprache zitiert sowjetischen Bildband. Entstanden ist ein kunstvolles Buch mit guter Fotografie, mit vielen Selbstaussagen von Bewohnern der PMR. Das Befremden bleibt. Vielleicht gerade wegen des durchdachten Zugangs, der Spiegelung, des Zitats. Es mag Länder geben, die sich einer Annäherung verweigern.

Die diesjährige Literaturbeilage ist mit Fotos aus »Hier spricht Radio PMR« bebildert. T.V.

einem kapitalistischen Land verraten. Insofern geht die Autorin in einem sympathisch »altmodischen« Sinn nicht so sehr der Systemfrage als vielmehr der Wertefrage nach. Es interessiert eben nicht so sehr die Sowjetunion, man weiß hinreichend Bescheid über ihre desolaten Verhältnisse; es interessieren die Menschen, ob man sie mag oder nicht. Man ist neugierig, ob und wie sie sich den Problemen stellen, was hat sie zu welchen Entscheidungen bewogen, warum ist Suchanow damals derart umgekippt, was hat Nadescha Sergejewna, seine Mutter zu verbergen, warum kapselt sich seine Tochter Xenia derart von ihm ab, was ist zwischen Anatoli, Lew und Nina damals vorgefallen, was ist mit seinem Sohn Wassili los, wer zum Teufel ist dieser Vetter aus Wologda, der sich der Familie plötzlich aufdrängt, alle umgarnt,

auch die Mutter und schließlich Suchanow wie eine Figur aus einem Dali-Gemälde erscheint – hier äußern sich die spielerischen Qualitäten der Autorin, die den Surrealismus als subversives Element des Schreibens gezielt einsetzt und nicht zuletzt die Linientreue persifliert.

Nicht alles ist Olga Grushin in ihrer Premiere gelungen. Ganz bestimmt hat sie keinen psychologischen Roman hingelegt. Er ist spannend, man kann sich in ihn hinein versenken, es passiert ganz schön viel, nur die Personen bleiben eher blass. In manchen dramatischen Seelenszenen kommt auch eine hausbackene Schreibe hinein, die könnte man als »russische Romantik« bespötteln und boshaft die russische Seele bemurmeln. Manchmal passiert einfach zu viel, da wünschte man sich ein »lieber weniger, aber

etwas ausführlicher« und ruhiger – obwohl ihre erzählerische Fulminanz stellenweise begeistert. Und klug ist. Aber das ist nicht das Entscheidende. Wie sie schlussendlich die Kindheitsgeschichte noch einmal umkrempelt, umcodiert, wie man also einem Leben, dessen Weichen schon lange gestellt sind, im Nachhinein noch einmal eine andere Deutung geben kann – um darauf zu kommen, dass man zu dem Leben, so wie es nun einmal gelebt worden ist, stehen muss, das ist schon große Klasse. Denn damit macht sie das ganze Buch, mit einiger Melancholie, zu einer Liebeserklärung an das Leben und zu einer Absage an jede Ideologie. Wir leben in der Welt, nicht im Kopf.

Olga Grushin: *Suchanow verkauft seine Seele*. Roman. Aus dem Amerikanischen von Elfi Hartenstein. Classen, Berlin 2007, 384 S., 19,90€

SPANNUNG BIS ZUR LETZEN SEITE

„Großironiker der DDR“
FAZ



14,90 Euro
288 Seiten, 978-3-360-01906-6

Zwei Jahre hat die Journalistin Irmtraud Gutschke Gespräche mit ihm geführt. Sie stellen die bedeutendste Einlassung des Autors zu seinem Leben dar.

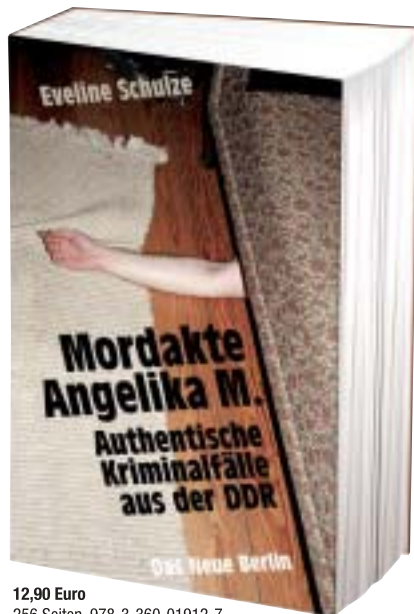
American Rebel



19,90 Euro
320 Seiten, 978-3-355-01738-1

Er drehte Filme, veröffentlichte Platten, trat als Sänger auf, gab Solidaritätskonzerte und engagierte sich international im Friedenskampf.

Authentische Kriminalfälle aus der DDR



12,90 Euro
256 Seiten, 978-3-360-01912-7

Auf der Basis der polizeilichen Ermittlungsakten rekonstruiert Eveline Schulze detailliert diesen spektakulären Kriminalfall.

Weltweit erfolgreich



19,90 Euro
256 Seiten, 978-3-360-01904-2

Die DDR-Fluggesellschaft »Interflug« war weltweit erfolgreich. Ihre Geschichte endete wie so vieles aus der DDR: tragisch und wohl auch kriminell.



24,90 Euro
320 Seiten, 978-3-355-01733-6

Alle wichtigen Bands, verschiedene Strömungen und die komplette Geschichte des DDR-Rocks. Dazu viele Interviews und Fotos.

Besuchen Sie uns auf der Frankfurter Buchmesse! Halle 4.1 Stand D 147

Dorothea von Törne

In den Städten ist Winter

SPIEL ■ In ihrem neuen Gedichtband »Über Nacht ist es Winter« bietet Silke Scheuermann kontemplative Lebensbetrachtung in einer brennenden Welt

Mit *Über Nacht ist es Winter* legt Silke Scheuermann – nach Erzählungen und einem Roman – ihren dritten Lyrikband vor. Sie entwirft darin lyrische Modelle von Wirklichkeit, erfindet parallele Möglichkeiten und stellt uralte Fragen um Leben, Liebe und Tod, Mensch, Natur und Welt so neu, dass die Lektüre zur Lust wird. Ihre literarischen Figuren bewegen sich durch Zwischenreiche. Die Beleuchtung wechselt von gleißender Sternenhelle zu tiefer Dunkelheit, die Temperatur von heißen Wirbeln zu eisig starrer Kälte. Das Tempo des Wechsels ist schnell. Das Gedicht hält den Moment des Vorgangs fest, in dem der Wandel geschieht. An den Rändern szenischer Inszenierungen leuchten Alternativen auf, werden weitergesponnen, verworfen oder in der Schwebel gehalten. Nichts ist entschieden. Zeilenbrüche und Metaphern lassen verschiedene Bedeutungen gleichzeitig zu, während Lakonie und die Konzentration auf wenige Bilder begrenzend wirken. Das macht die Gedichte spannend. Sie sind vage und pointiert zupackend zugleich. Das Grundmuster ist das Spiel. Locker klickte sich schon das Ich in dem Band *Der zärtlichste Punkt im All* von 2004 durch Zeiten und Räume, fegte gar umher zwischen Mischwesen, »Geschöpfen / die wir noch nicht kennen«.

Die Stunde zwischen Hund und Wolf (Freitag 5/2007) heißt der in diesem Frühjahr erschienene erste Roman der Autorin, in dem unwägbar Dimensionen menschlichen Lebens plötzlich ins Bild kommen. Ungeheuerliches taucht wie beiläufig in Figurenrede auf. So hält sie es auch in ihrer Lyrik. Witzig und sarkastisch bedenkt sie das Prozesshafte in alltäglichen menschlichen Komödien, die sich jäh in Tragödien verwandeln können und umgekehrt. Altbekanntes Gewissheiten werden ad absurdum geführt, misslungene Lebensentwürfe im imaginären Museum ausgestellt. In Wirklichkeit leer und ohne Fenster schienen die Museen der frühen Gedichte zu sein; die neuen wirken wie beiläufig gefundene Gedächtnis- und Erkenntnisorte. Die Exponate, die in dem Kapitel *Das Museum falscher Anfänge* zu besichtigen sind, ähneln Versuchsmustern, die sich als unlesbar erwiesen. Nähe und Ferne hat Scheuermann gleichermaßen im Blick. *Zwischen der Kerze und den Sternen* steht jenes Paar, das im ersten Gedicht des Buches nicht zueinander findet. Zwischenmenschliche Distanz erweist sich als unüberbrückbar – und doch macht gerade das Defizit das Beschreibenswerte aus. Die lyrischen Momentaufnahmen erzählen Geschichten von misslungener Liebe, vergeblicher Flucht, Gefangenschaft in Leere und Kälte. Zugleich führen sie Aufbruchstrategien vor, Utopien eines anderen, sinnerfüllten Lebens.

Während die Liebe verschoben wird, träumt das Gedicht den Traum vom Fliegen, von Wirklichkeit und Wahrhaftigkeit in einem intensiv gelebten Leben jenseits von Einsamkeit und Entfremdung. Dass das lyrische Subjekt wohl weiß, dass die ersehnte Vollkommenheit eine Utopie bleiben muss, macht die melancholische Tonlage aus, die selbst die witzigsten Verse grundiert. Scheuermann ist eine Dichterin des Konjunktivs, des »Könnte« und »Würde«. Die intellektuelle Skeptikerin mit dem besonderen Gespür für menschliche Befindlichkeiten und für die Platzierung geringster alltäglicher Dinge in universalen Zusammenhängen vermeidet jedes Pathos. Kosmisches Theater übersetzt sie als ein Kammerstück aus einfacher Rede, die

bildhafte Vergleiche und verfremdende Adjektive einbezieht. Ihre Metaphern sind unaufdringlich philosophisch aus den Elementen Erde, Luft, Wasser und Feuer gemacht. Sie entfalten im rhythmischen Redefluss eine unverwechselbare Sprachmelodie, die oft in die ansteigende Stimmlage der Frage mündet. Natürlich wird keine der Fragen im Gedicht beantwortet. Tatsächlich enthalten die Gedichte – außer gelegentlichen Gedankenstrichen – von allen Interpunktionszeichen nur das Fragezeichen, das aber umso häufiger.

Der Mensch erscheint in diesen Gedichten fremdbestimmt: Der oder die Befehlshaber agieren im Hintergrund. Das lyrische Ich beschreibt seine daraus resultierende Angst und seine Anstrengungen, die Situation unter Kontrolle zu bekommen oder zu behalten. Die vom Individuum nicht zu durchschauenden Vorgänge tragen zweifellos kafkaeske Züge. Nicht von ungefähr hat Scheuermann einst an der Universität Frankfurt an einer Dissertation mit dem Thema »Kafka und das Theater« gearbeitet.

In Sinnbildern beschreibt das Gedicht *Verwandte Weide* den Kampf eines widerständigen Ich um Bodenhaftung und Balance. Dass es den Kampf verliert, scheint gewiss. Die aus Todesgewissheit geschöpften transzendenten Metaphern sind von klarer Schönheit: »Ich würde so leicht werden / als schwebte ich über den Jahren / ein schwarzes Zeichen / so hoch gewachsen dass es / nicht mehr lesbar war.« Klassische und mythische Metaphern und die Zeichenhaftigkeit der Moderne weiß die Autorin zu nutzen.

Der Mensch entdeckt, dass er ein Anhängsel von Dingen geworden ist. Der Satz »Die Tiere führten uns wieder an« erinnert an die assoziierte Endzeit der Zivilisation in Ingeborg Bachmanns Gedicht *Thema und Variation*. Aber bei Scheuermann gibt es noch zwischenmenschliche Solidarität, wenn von »Brüdern und Schwestern der Kälte« die Rede ist. Menschen entwickeln Fluchtstrategien und üben sich in Ausweichmanövern. Scheuermanns Gedichte sprechen von Reisen, Imitationstechniken und ohnmächtigen Selbstvergewisserungen durch Schmerz: »Es verlangt einen danach / die Hand durch ein Fenster zu schmettern Zu bluten.«

Konkrete gesellschaftliche Realität als Zeitgeschichte wird dagegen eher nüchtern und beiläufig erwähnt: »Fragen nach dem Krieg / Und das Gefühl dass man irgendwo hingehört« werden abstrakt einem Ding, einem Brief zugeschrieben, aber nicht wirklich gestellt. Soziale Wirklichkeit stanzte die Autorin in prototypische Figuren – vom kleinbürgerlichen Krimskramsammler bis zum Schlenkdrian, Zollbeamten oder Kali-Agenten. Das Ich des Gedichts *Mimikry* frönt einer anderen Fluchtstrategie: »Ich folgte der Mode Gab mich ganz / der Jugend hin ersetzte / Entsetzen mit Witzten«. Sarkasmus gegen den Zeitgeist, aber auch Selbstironie sind unverkennbar.

Man hat der Dichterin den Vorwurf gemacht, ihre Gedichte seien lyrische Prosa. Das trifft nicht zu. Prosaelemente setzt Silke Scheuermann als Stilmittel ein. Ironisch sind die Prosäberschriften in Satzform, die manche Gedichte zur angriffslustigen Satire machen. Für Lyrik ungewöhnlich lange Überschriften verwendet die Autorin immer dort, wo sie Erwartungshaltungen an tradierte Motive virtuos unterläuft. Scheuermanns Ophelia zum Beispiel ist kein passives Opfer mehr wie bei Shakespeare, Rimbaud, Heym oder Brecht. Sie ist eher ein wildes Mädchen, das mutwillig mit den Schwimmern spielt, sie hin und her schubst. Ophelia ist eine Wahnfigur der Emanzipation geworden, eine handelnde, die sich rächt, wenn auch mit kleinlichen Mitteln.

Das *Lied von den geretteten Tieren / die nicht mehr vom Schiff wollten* kehrt das biblische Arche-Noah-Motiv um. Die angeblich vor der Sintflut geretteten Tiere verweigern dem Menschen die Gefolgschaft. Sie wissen, dass es an Land keine Rettung mehr gibt. Tiere spüren drohende Katastrophen schon bevor sie geschehen, haben wissenschaftliche Untersuchungen über Naturkatastrophen bewiesen. Die von Scheuermann ad absurdum geführte menschliche Erwartungshaltung, dass die Tiere die Arche verlassen würden, die Weigerung der Tiere, lässt sich nur als Zeichen lesen, wie ja die Sintflut selbst auch als Metapher gelesen werden kann. Scheuermanns Tiere sind klüger als die Menschen, deren Spiel verloren zu sein scheint. Die Verweigerung der Tiere ist letztlich so etwas wie »Dem Bürger fliegt vom spitzen Kopf der Hut« und »Und an den Küsten – liest man – steigt die Flut« des Jakob van Hoddis im 1911 erstmals gedruckten Gedicht *Weltende*, das Kurt Pinthus 1919 in seine berühmte Anthologie *Menschheitsdämmerung* aufnahm.

Weder der Expressionist noch Silke Scheuermann nehmen lyrische Gesellschaftsanalysen vor. Ihre Gedichte halten in bildhafte Sprache transformierte Signale für Zeitenwandel fest und treffen damit die Atmosphäre ihrer Zeit. Beide Gedichte legen nahe, dass die Katastrophe, die dem Wechsel vorausgeht, noch bevorsteht. Scheuermann vermeidet den unheilsschwangeren Ton der Prophetin. Schon im vorangegangenen Gedichtband stieß sie sich damit kräftig von Ingeborg Bachmann ab. Mit lapidaren ironischen Schlenkern verschiebt Scheuermann nun die Szenerie vom Tragischen ins Komische, etwa wenn im Arche-Gedicht der Hals der Giraffe das erstaunte Gaffen der Menschen nachzuahmen scheint, oder wenn Ophelia sich eine Lieblingsquelle zulegt. Souverän geht Silke Scheuermann mit tradierten Stoffen und Motiven um, auch mit antiken Mythen und Figuren.

Silke Scheuermanns Gedichte leben aus der Montage von Gegensätzlichem aus drei Bereichen, die sie miteinander verknüpft: irrea-

le Traumwelten, soziale Beobachtungen und philosophische Sentenzen. Sie entwerfen Horrorreiche des Bösen, aber auch des Mythos und der Märchen. Ihr Wunderland bevölkern Medusen, Zentauren, Würgeengel und Wiedergänger, »Schwimmer an Atlantis Stränden«, Feen, Nixen, Nymphen und Drachen. Sie erkunden die »B-Ebene von Träumen« und die Existenz benachbarter Welten«. Das Material kommt aus dem Fundus des Irrealen und der Fantasiewelten analog zu Lewis Carroll, Joseph Conrad oder Joanne K. Rowling. In klassisch anmutenden Allegorien der Luft, des Meeres und des Feuers übt sich das Ich im Bestehen von Proben, im Überschreiten von Grenzen und in Welterkenntnis. In saloppen Brüchen konterkariert Scheuermann metaphorische Traumwelten jäh mit profanem Alltagsgeschehen.

Die schmerzreiche kleine Meerjungfrau etwa befindet sich plötzlich in einem Pulk wie verrückt Schuhe kaufender Frauen. In einer Welt, in der vor allem der Besitz von Dingen zählt, wird Konsum zum Sinnersatz. Die »Seele«, die bei Scheuermann öfter erwähnt

wird, ist in Gefahr zu einer »Schüssel für Almosen« zu mutieren, die auf Spenden wartet. In Bildsprache erfasste Details aus dem Bettler- und Obdachlosenmilieu finden sich in Gedichten wie *Amnenmärchen* und *Museum der stillen Engel*. In diesem Kontext wirken manche Sentenzen durchaus wie soziale und gesellschaftliche Befunde. »In den Städten ist Winter« (*Amnenmärchen*). Das Gedicht *Glut* weiß, dass es die Hölle nicht gibt, Wohl aber »ihr extrem ähnliche Räume«. Im *Traum der Madame Tussaud* aber heißt es: »Inmitten der Gräuel richtet Ikarus seine Flügel auf«. Auch der Dichter im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts verwendet die sich befreiende mythische Figur als Symbol der Sehnsucht. Gesellschaftliche Ambitionen oder gar Bekenntnisse lassen sich aus den sozialen Beobachtungen in Scheuermannschen Gedichten nicht ableiten. Die Autorin wahrt die Distanz zu dem, was ihre Gedichte benennen. Statt Engagement bietet sie kontemplative Lebensbetrachtung in Rollenrede mit beeindruckenden Pointen: »Doch was ist das Leben sonst / als umfunktionierte Verletzung / jahrelanges Blättern in Entwürfen / Und dann tippt ein anderer Finger / aufs beste Das Todesmotiv« (*Der Tätowierer*)

Die Mischung aus ernsthafter Nachdenklichkeit, kritischem Verstand, lakonischer Verknappung und leiser Ironie macht die Gedichte der Silke Scheuermann unverwechselbar. Da schweben sie beinahe zeitlos dahin und sind doch ganz im Hexenkäfig gefangene Kinder der Zeit, die rhythmisch Klopffzeichen geben.

Silke Scheuermann: *Über Nacht ist es Winter*. Gedichte. Schöffling&Co, Frankfurt am M 2007, 96 S., 14,90 €



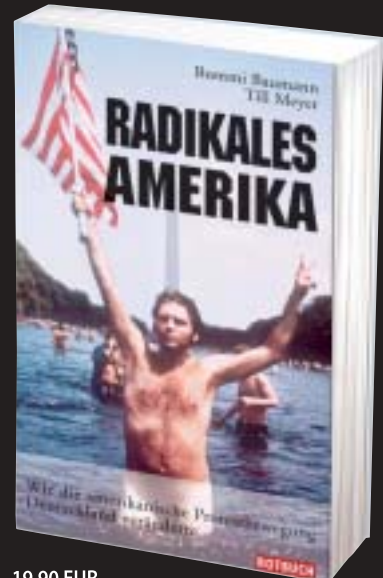
LESEREISE umfasst Erzählungen, Psychoanalytisches, Altersfragmente, Haikus. Parin fabuliert keine Erinnerungsbilder, sondern heitere Fiktion. Er erweist sich als ein Menschenkenner, ein Menschenliebhaber ohne Illusionen, wenn er sich in seinen Essays dem Thema Macht und Psychoanalyse widmet. Seine Erkenntnisse werden bei der Unmittelbarkeit und Originalität seiner Weltsicht zu Erzählungen einer eigenen Gattung.

Bestellungen an:
Zeitungsverlag Freitag GmbH
Potsdamer Str. 89, 10785 Berlin
Tel. 030 250087-0, Fax -10,
www.freitag.de

188 SEITEN, FRANZ.
BROSCHUR
EURO 17,80
ISBN 3-936252-09-2

DAS BESTE ROT ALLER ZEITEN

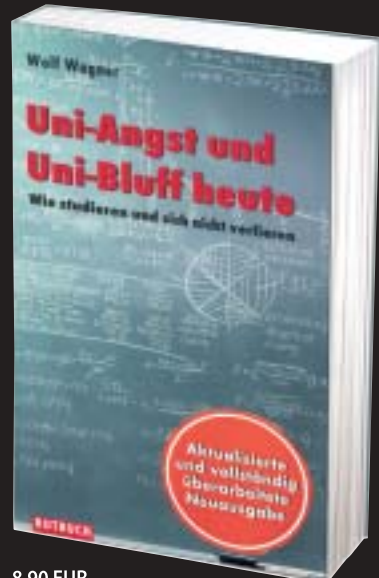
Wie die amerikanische Protestbewegung Deutschland veränderte



19,90 EUR
240 Seiten, 978-3-86789-010-6

Bommi Baumann und Till Meyer zeigen die Anfänge des Protests in den USA der 60er Jahre – die wichtigsten Statements und Flugschriften.

Zum Start in das neue Semester



8,90 EUR
176 Seiten, 978-3-86789-019-9

Eine unterhaltsame Pflichtlektüre für alle Erstsemester und solche, die es werden wollen. Mit Tipps zum Überlebenstraining im universitären Dickicht.

Eine unglaubliche Geschichte



19,90 EUR
400 Seiten, 978-3-86789-015-1

Der geniale Hochstapler Otto Witte erklimmt am Vorabend des Ersten Weltkrieges den Thron Albaniens und sorgt damit für Gelächter in ganz Europa.

Der dritte Teil von Henner Kottes Krimiserie Abriss Leipzig

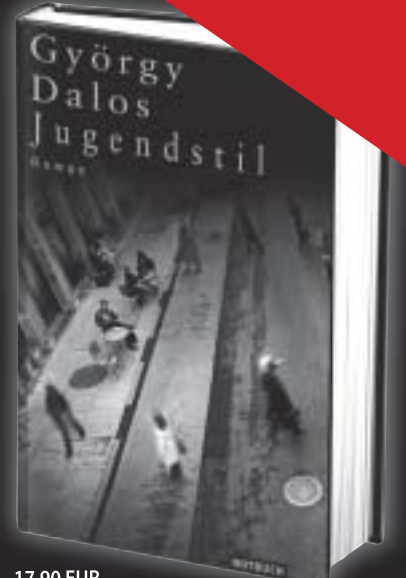


9,90 EUR
400 Seiten, 978-3-86789-017-5

Eine rätselhafte Todesserie lässt Leipzig erbeben: Erst fällt von einem Baum ein Leichenteil und kurz darauf vermissen ein paar Rechtsanwälte ihren Kollegen.

Besuchen Sie uns auf der Frankfurter Buchmesse!

Halle 4.1
Stand D 147



17,90 EUR
173 Seiten, 978-3-86789-001-4

Das flüchtige Wiedersehen mit seinem alten Schulkameraden Feri K. nach vierzig Jahren lässt Robert eine tiefverwurzelte Geschichte wiedererleben.

Regina General

Wiedergänger und andere Gefahren

PHANTOMSCHMERZ ■ Die Geschichten in Thomas Harlans »Die Stadt Ys und andere Geschichten vom ewigen Leben« ähneln einem Labyrinth

Das sind keine Geschichten, die man nacherzählen könnte. Zwar haben auch sie einen Anfang und ein Ende, aber sie folgen keiner Story, keinem Faden, sie belegen Haltungen, ordnen Geschichten um Geschehenes, greifen auf oft nicht eindeutig erkennbare Wirklichkeit zu, um sie – bruchstückhaft – einem Ereignis zuzuordnen. Wann und wo gäbe es im wirklichen Leben schon das absolut Eindeutige? Das meiste kommt in vielfältigen Schattierungen daher, ist verzweigt, reicht bis in die Träume, ist ebenso wirklich wie unwirklich, so »murmelt, stotternd«, sich wiederholend, widersprechend – wie Hans Magnus Enzensberger in einer Kommentierung schreibt –, es entzieht sich einfacher Interpretation.

Thomas Harlan, Jahrgang 1929, Sohn des Regisseurs Veit Harlan, der die Propagandafilme der Nazis *Jud Süß* und *Kolberg* drehte, steckte als junger Mann die Kinos an, in denen die Filme seines Vaters laufen sollten. Und liebte ihn, wie ein Sohn seinen Vater vielleicht lieben sollte, kraftvoll, aber nicht bewundernd. Denn Zuneigung hätte leicht zu Schuld werden können, wie er in einem Interviewfilm sagt. Ihm war der assoziative Zugang zur Geschichte, in die er eingebunden war, die einzige Möglichkeit der Auseinandersetzung. Nur so konnte er sich ihrer verschern, sie sezieren, den Anteil an Schuld annehmen und zum Ausgangspunkt für eine Erzählkunst machen, in der die einzige Konstante die absolute Hinwendung zur Menschlichkeit ist. Über Zeiten, Ereignisse, Regime hinweg.

Harlans Romane *Rosa* und *Heldenfriedhof* wurden von der Kritik in die Nähe von Claude Simon oder Peter Weiss' *Ästhetik des Widerstands* gerückt, dem Autor »exorbitante Wortmächtigkeit« bescheinigt und der »Zorn der Besessenheit« in der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus und seiner Geschichte, der »jegliche Einfühlung, die uns auch den Massenmörder nur als Menschen zeigen will, verweigert«. Tatsache ist: Harlan ist unverwundlich, aber niemals einschichtig. Die dunklen Seiten im Menschen lassen sich gerne hell umranken. Für jedes Übel, das wir verursachen, haben wir »gute Gründe«. Er lässt nichts davon gelten.

Sein neuestes Buch *Die Stadt Ys* saugt die Tragödien der jüngeren Geschichte in sich ein, dekliniert sie durch, verschränkt sie, findet in ihnen Bestandteile all der Tragödien, die die Menschen in den letzten hundert Jahren anrichteten. »Wann die Stadt Ys versank, weiß Gott ... Seitdem treffen sich in ihr die Geschichten, die nie erzählt worden waren,

alljährlich mit den Geschichten, die erzählt worden waren, und werden erzählt, oder, weil es sie nicht mehr gibt, erfunden«, heißt es in einem, dem Buch von Harlan vorangestellten Zitat aus Victor Chlebnikows *Reise durch das Kaliningrader Land*.

Harlan füllt *Die Stadt Ys* mit Schicksalen, die in eigenen Erzählungen daherkommen. In ihnen ist die Frage nach wahr oder erfunden so relevant wie die nach dem Huhn und dem Ei. Jede von ihnen sezieren den verborgenen stinkenden Schlamm, den Menschen hinterlassen, wenn sie ihresgleichen quälen, verspotten, demütigen, verfolgen, verbergen, ausrotten ebenso wie die Größe, die Drangsaliertere in den vielfältigen Formen ihres Duldens, Leidens, Widerstands gewinnen; die fast schon entmutigende Unfähigkeit, aus der Geschichte zu lernen, und daneben, bewundernd, die unendliche Kraft, die Dagegenstemmen immer und immer wieder braucht. In *Die Stadt Ys* verlässt Harlan festgelegte Zeiten und Räume: Naziverbrechen, stalinistischer Terror, der Völkermord an den Armeniern zu Beginn, die kriegerischen Auseinandersetzungen Anfang der neunziger Jahre um Berg Karabach, der Terror in Tschetschenien am Ende des Jahrhunderts, sie fließen ineinander und auf dem Grund von Ys zusammen, jener versunkenen Stadt, die immer wieder auftaucht, irgendwo, nicht dort, wo sie erwartet wird, irgendwann. Es gibt keinen Ort, keine berechenbaren Intervalle. Im Namen beliebiger Ideologien entfalten Menschen ein Instrumentarium zur Vernichtung von scheinbaren oder wirklichen Feinden, von dem, was sie schufen, dachten, einmal gewesen sind.

In den übernommenen, kaum veränderten Uniformen der eben noch herrschenden Macht, der beide dienen, treffen sie jetzt aufeinander: »Ein gelähmter Haufen, spindeldürr, verwegen trotz, wegen, ja, wegen was. Sie fressen dem Feldimam das Paradies aus der Hand. Auch sie – Ausländer! Inquisiten! Tschetschenen! Ägypter! Grausame!«. »In Stepanakaert zur Kur verschluckt sich die Generalität an Bergluft. Die Toten stinken woanders«, heißt es in *Iyob oder Die Geschichte vom armen Genossen Anatol Jaganowitsch Kuntse*, einer der Geschichten, die in Ys zusammengeführt werden. Der Schlagabtausch zwischen Ebennochbrüdern erstickt an Sinnlosigkeit, aber wie lange? »Et was siegt immer über Nichts.« Ys verschlingt alles, kotzt es irgendwann wieder aus. Das Morden beginnt von vorn.

Thomas Harlan fügt Absurdes, Kluges, Irres ineinander, seine Welt besteht aus Geisterstädten, Wiedergängern, vergeblichen



HIER SPRICHT RADIO PMR NACHRICHTEN AUS TRANSNISTRIEN

ANDREY SMOLENSKI GIBT SEIN STIMME BEIM UNABHÄNGIGKEITSREFERENDUM AB

Hoffnungen, Gleichnissen und der Ewigkeit. Seine Prosa hat nichts Belehrendes. Er versteht sich weder als Erzieher, noch als Denklehrer, eher als Chronist all dessen, was Heldensagen auslassen, was Jahrbücher vergessen möchten, was niemand mehr freiwillig erinnert, außer denen, die davon betroffen sind. Das Ausleben mahnden Phantomschmerzes könnte ein Motiv für diese Erzählform sein, jenes ewigen Schmerzes, der von dem ausgeht, was die Menschheit an Verbrechen in ihrer Geschichte angehäuft hat, was längst eliminiert, abgetrennt, vergessen wäre, wenn es nicht Wünschelrutengänger wie Harlan gäbe, der es erfühlen, aufspüren und ausbreiten würde. In seinen Episoden verbergen sich die ewigen Abgründe, die wir leugnen und in denen wir doch immer wieder suchen, wenn wir uns scheinbarer Übel entledigen wollen. Wie in *Das ewige Leben des Y.K.M.* Hinter der inszenierten Wirklichkeit als neuem Filmgenre entsteht die Geschichte einer Rettung, die einer Verurteilung gleichkommt. »Otar Abashvili erfand den Mord an seinem Retter und ermordete seinen Retter und fand dabei seinen Tod. Er erfand den

Spielfilm *Das ewige Leben des Y.K.M.* und gab Yaakow Karlowitsch Morgenstern damit sein Leben zurück.«

Die Kopien des Seins schieben sich über das wirkliche Geschehen. Und das ist gar nicht verrückt. Jederzeit machbar. Glauben wir nicht alles, was uns halbwegs vernünftig begründet und lange genug vorerzählt wird? Vernunft aber ist kein Ordnungsprinzip in Krisenzeiten. Das hoffen wir nur. Wie lange ist es her, dass ganze Landstriche von den Atlanten verschwunden waren – nirgends katalogisiert. Wie lange ist es her, dass man uns scheinbar unwiderlegbare Beweise auf Satellitenbildern servierte, die es so nicht gegeben hatte, ein Phantomland mit Phantombeweißen taugte für den gegenwärtigen, ganz realen Krieg im Irak. Und am besten: Es fiel zwar auf, konnte aber nicht verhindert werden.

In Thomas Harlans Geschichte *Schwanensee* fehlt auf den russischen Landkarten die Stadt Wotkinsk, der Geburtsort von Tschai-kowski, eine Perle der Baukunst, ein Juwel. Eigentlich ist die Stadt ja zweimal da. Oder auch gar nicht. Kopiert, fünfzig Kilometer entfernt vom ursprünglichen Standort. Unter

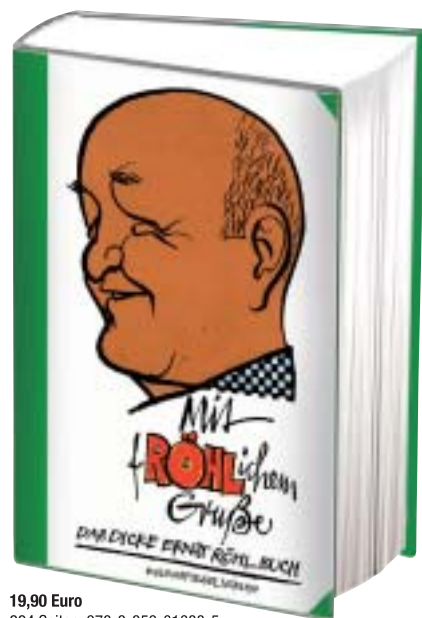
dem eigentlichen Ort waren die Rüstungsfabriken des Landes verschwunden, nebst zugehörigen Arbeitern und allen Torturen, die möglich werden, wenn niemand kontrolliert. Nachgebauter Schwanensee – Sinnbild von Schönheit, Vollendung, Begehren, Trauer. Wotkinsk, schöner Schein neben tödlichen Abgründen, ist in *Die Stadt Ys* überall. Nur überhebliche Selbstgerechtigkeit kann das von sich weisen. Menschen leben in den ewigen Abgründen, den alten Phantasien, der gleichen Wut, dem Wahnsinn, den Depressionen und immer wiederkehrenden Träumen.

Harlans Literatur ähnelt einem Labyrinth. Wer seinen Texten auf die Spur kommen will, irrt darin herum. Entdeckt Vieles. Niemals alles. Eine Annäherung an das verborgene Innere – stückweise. Spass macht diese Lektüre nicht, sie ist spannend und eine notwendige Korrektur unserer Leichtigkeit. Sie bewegt sich am Rande ewigen Absturzes.

Thomas Harlan *Die Stadt Ys und andere Geschichten vom ewigen Leben*. Eichborn, Berlin, Berlin/Frankfurt am Main 2007, 275 Seiten, 19,90 €

LACHEN UND LACHEN LASSEN

Das Beste des großen Satirikers



19,90 Euro
224 Seiten, 978-3-359-01688-5

Kaum ein anderer hat das Feld der Satire so reich bestellt wie Ernst Röhl: scharfzüngige Glossen und Erzählungen voller Witz.

Der „ostdeutsche Eulenspiegel“



9,90 Euro
176 Seiten, 978-3-359-01681-6

Biskupeks Roman führt in ein Provinztheater und ein Vierteljahrhundert zurück, bevor er im Hier und Heute endet.

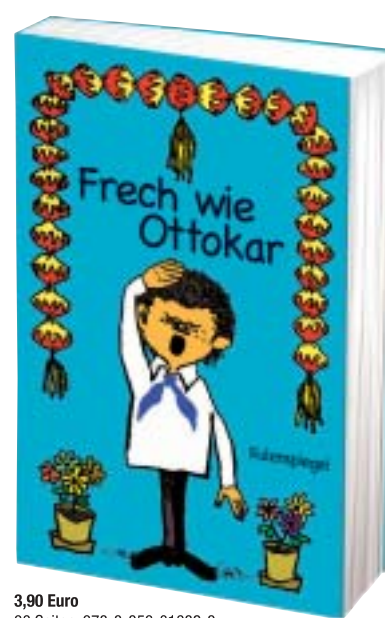
Neunmalkluger Plaudereien des Kult-Entertainers



9,90 Euro
192 Seiten, 978-3-359-01685-4

Lutz Hoff hat ein vergnügliches Buch in der Rubrik „kurioses Wissen“ geschrieben und knüpft dabei an die Fernsehquizsendung „Schätzen Sie mal“ an.

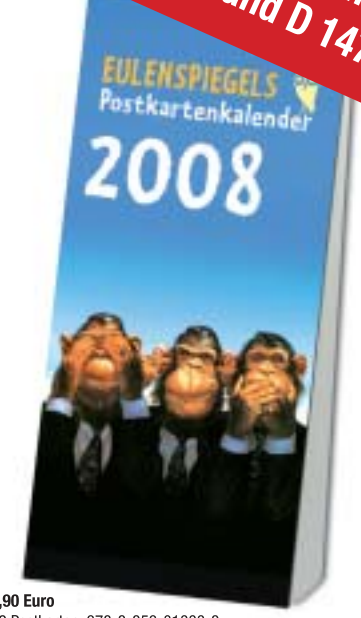
Hier kommt Ottokar!



3,90 Euro
96 Seiten, 978-3-359-01682-3

Für alle, die den zwölfjährigen Schüler und seine Streiche lieben und für jene, die den naseweisen Lümmel kennen lernen wollen.

Besuchen Sie uns auf der Frankfurter Buchmesse! Halle 4.1 Stand D 147



9,90 Euro
32 Postkarten, 978-3-359-01666-3

Schräger Humor und bissige Satire. 32 Postkarten in bester Eulenspiegel-Tradition. Mit Cartoons von Haderer, Ari Plikat, Peter Thulke, Ol, Zak uvm.

Ingo Arend

Ach, Harry ...

MÉSALLIANCE ■ In Katja Lange-Müllers neuem Roman »Böse Schafe« scheitert eine Liebe zwischen Ost und West

Was da nicht was? Manchmal, meist, wenn man es am wenigstens erwartet, holt einen plötzlich die Vergangenheit ein. Ein altes Foto, eine Anruf, eine zufällige Begegnung – schon tauchen Bilder wieder auf, die man längst in der Mottenkiste der Erinnerung vermutete. Gut vertäut im Hier und Jetzt, steht man in Gedanken wieder an einer Lichtjahre zurück liegenden Weggabelung. Und die alten Wunden brechen auf.

Es ist dieser Phantomschmerz, der Katja Lange-Müllers neuen Roman »Böse Schafe« vorantreibt. Oder soll man sagen, gebiert? Soja, Lange-Müllers Protagonistin, blickt auf eine Liebe zurück, die sie mehr mitgenommen hat als jede andere. Die aber womöglich nie existierte. Dabei hatte alles so wunderbar begonnen, als sie im April 1987 am Berliner Nollendorfplatz diesem Harry über den Weg lief. »Na, Mausepuppe, wohin geht's?« hatte der blauäugige Mann mit den breiten Schultern die aus der DDR Entlassene gefragt. Und noch heute scheint die Erzählerin weiche Knie zu haben von dem »betörend und dramatischen Glück«, das sich aus diesem Zufall entwickelte. Doch als Soja Jahre später, nach Harrys Tod, dessen Tagebücher durchforstet, stellt sie konsterniert fest, dass sie dort mit keiner Silbe erwähnt wird. Was denn? Das große Gefühl – eine Leerstelle?

Dass nur vergessen kann, wer sich erinnert, musste schon die durch die realsozialistischen Verhältnisse ungewollt auf die schiefe Bahn geschobene Protagonistin aus Lange-Müllers bestechendem Debütband »Verfrühte Tierliebe« von 1995 erfahren. Die suchte ihre denkwürdige Begegnung mit einem verschwundenen Warenhausdetektiv zu verarbeiten. Und an diese Weisheit hält sich auch die neue Heldin Soja. Wie in einem Liaisonroman sieht sie noch einmal alle Szenen ihrer Liaison vor dem geistigen Auge abrollen – vom ersten Treffen über den ersten »Kinderkuß« bis zum Abschied auf dem Sterbebett.

Eine Abrechnung ist die Erinnerung an die Zeit mit Harry nicht geworden, auch keine Anklage. Obwohl Soja weiß Gott Grund dazu gehabt hätte. Schließlich hat ihr der Mann einiges verschwiegen. So wie Soja sich dieser verschwundenen Liebe erinnert, gleicht das mehr einer Anrufung. Die jedoch nie ins Melodram ausartet. Geschickt bricht Lange-Müller die riskante Perspektive der (betroffenen) Ich-Erzählerin mit den eingestreuten Tagebuchnotizen des Verflissenen. So bewahrt sie sowohl ihre Protagonistin als auch nach am Wasser gebaute Leser vor tränenreicher Überschwemmung. »Ach, Harry«, seufzt die Erzählerin mehr als einmal. Um sich dann gleich wieder mit beißendem Sarkasmus vor dem emotionalen Dammbruch zu schützen.

Auf diese Weise entsteht ein bewegender Liebesroman, der alle Varianten dieses gemeingefährlichen Aggregatzustandes sozusagen parentief auslotet: vom zarten Gefühl bis zum orgiastischen Gipfelsturm und schließ-

lich dem Abstieg ins emotionale Flachland des Helfersyndroms. Keine Stufe des schleichenen Showdowns ihres Helden kann Sojas Projektion von der großen Liebe trüben, deren Sehnsucht danach bislang immer an Westmännern wie »in Klarsichtfolie gewickelt« gescheitert war. Nicht, dass Harry sich gleich nach der ersten Nacht ungefragt zehn Mark aus ihrem Portemonnaie ausleiht. Nicht, als er sich als Ex-Häftling entpuppt. Und als er zum Junkie mutiert, organisiert Soja mit Hilfe von neun »Schutzengeln« auch noch seine Therapie. Stets ist sie bereit, »alles zu vergessen«.

Kritiker wollen in »Böse Schafe« einen Abgesang auf das alte Westberlin erkannt haben. In der Tat kennt man sich nach der Lektüre in dessen untergegangener Kneipenlandschaft bestens aus. Der Alkohol fließt in Strömen. Doch in dem Bild der scheiternden Liebe zwischen dem proletarischen Knacki West und der getürmten Funktionärstochter Ost mit dem russischen Partisaninnennamen steckt vor allem das Bild der Mésalliance zwischen Deutschland Ost und Deutschland West.

Was soll man an Katja Lange-Müller mehr bewundern? Ihr Geschichtsbewusstsein oder ihr Gefühl für Stil. Ihre Kodderschmauze oder ihre sprachliche Raffinesse? Ihre Sinnlichkeit oder ihr Konstruktionsvermögen? Nie kommen sich solche Fähigkeiten bei ihr in die Quere. Immer durchdringen sie sich so geschmeidig und genussfördernd wie bei einem Baileys Kaffee, Sahne und Alkohol. Zurück bleibt ein trunkenes Leser. Wer sich fragt, wer nach Grass/Walser/Wolf&Co auf die vorderen Listenplätze der deutschen Literatur rücken könnte, wird zwangsläufig bei Katja Lange-Müller landen.

Wie alle Bücher der 1951 in Berlin geborenen Autorin spielt auch »Böse Schafe« mitten in der umbrechenden deutschen Geschichte, entzieht sich auf listige Weise aber zugleich allen historisch-politischen Erwartungen. Statt des großen Wendepos bringt es den historischen Umbruch von 1989 nur von ferne und quasi angeschnitten ins Bild. Noch dazu aus der Perspektive zweier gestrauchelter Underdogs aus Ost und West, in die Ereignisse mehr verstrickt, als sie gestaltend. Als Soja den aidskranken Harry in der Klinik besucht, bringt sie ihm ein Stück Mauer mit.

So süffig dieser großartige Roman zu lesen ist, so beiläufig bürtet er auch ein optimistisches Geschichtsbild gegen den Strich. Ständig sollen wir mutig in die Zukunft gehen. Wo wir doch kaum verstanden haben, was gerade eben passiert ist. Die retrospektive Anlage macht aus »Böse Schafe« eine Art Volksausgabe von Walter Benjamins Engel der Geschichte. Irgendwie treiben wir voran, können die Augen aber nicht von den Trümmern in unserem Rücken wenden. Bitte weitergehen! rufen alle. Katja Lange-Müller alias Soja fragt: Moment mal. Was war da(s) eigentlich?

Katja Lange-Müller: »Böse Schafe«. Roman. Kiepenheuer&Witsch, Köln 2007, 205 S., 16,90 €



HIER SPRICHT RADIO PMR NACHRICHTEN AUS TRANSNISTRIEN 2. SEPTEMBER 2005, DER 15. JAHRESTAG DER GRÜNDUNG DER PMR

Kerstin Hensel

Nervennervössein

SPRACHZIRKUS ■ Sissi Tax neues Buch »und so fort« führt geradewegs in die Hirnzettelkästen der Verkunstung

Wenn man einer passionierten Geschichtenerzählerin das neue Buch von Sissi Tax zum Rezensieren gibt, ist das eine heikle Sache, denn das Beschreiben der Gegenwart des Erzählens mündet unter diesen Umständen leicht ins Fahrwasser des Nicht-Begreifens. Aber, da ich mich vor der Verfasserin der Fleißer-Biografie »schreiben, überleben« und der Nachdichterin von Gertrude Stein verneige, lese ich tapfer die sechzig Seiten »und so fort«.

Was ist das für ein Text? Schublade 1: ein experimenteller. Das Experiment besteht darin, auszuprobieren, bis zu welchem Erschöpfungsgrad man Wörter, Sprache, Phrasierungen im Kreis herum oder in Ausweitungszonen des Klangs treiben kann. Schublade 2: ein Suchtext der Kategorie »Schreiben übers Schreiben«. Schreibe ich, ich würde schreiben von diesem und jenem, jenem und diesem und jenen, jenen und diesen... Das ist der Startschuss zum Marathon durch die Suchschleifenwege nach der Antwort auf die Frage, was wäre, wenn die Autorin schreiben würde, würde sie schreiben, obwohl sie das ja tut, aber glaubt, sie schreibe nicht, auch wenn sie unablässig schreibt, sie schreibe nicht, aber wenn – !! Zugegeben: ich kann Autoren, die darüber schreiben, dass sie nicht schreiben können nicht ertragen, weil

ich denke: da sollten sie doch besser schweigen. Aber Sissi Tax fällt nicht darunter. Grund: sie kokettiert nicht mit ihrem Unvermögen, sie gibt eine Vorstellung. Sprachzirkusreif.

Der Marathon der Worte, die Sprachmaschine, die den Leser in ein mäanderndes Flechtwerk von Bedeutungen, Assoziationen, Rätseln verspinnt. Die Sprache als Material formt sich zur Musik, zum Konzert. LAUTgestalten transportieren den Klang, der Klang ist der Gedanke, doch ich fühle mich bereits etwas schwach, um zu folgen. Okay, ich bin unspornlich, altmodisch und lobe nicht gern den Selbstzweck der Sprache, der jeder irdischen Logik verschlossen bleibt. Aber ich staune über Tax' artistisches Können: was hat sie nicht alles für Worte parat, und wie sie damit jongliert, es vergeht einem tatsächlich auf interessante Weise das Denken. Die Autorin kämpft konsequent gegen das Gewöhnliche, ich freilich kämpfe auch mit der Müdigkeit, die sich bei mir immer einstellt, wenn ich serielle Texte lese.

Für mich wird solcherart Umgang mit Sprache immer dann interessant, wenn Lügen, Morbiditäten, der Wahnsinn der Gesellschaft, das heißt auch der herrschenden Sprache, in den Medien in der Religion in ihren Strukturen aufgedeckt wird. Vielleicht tut

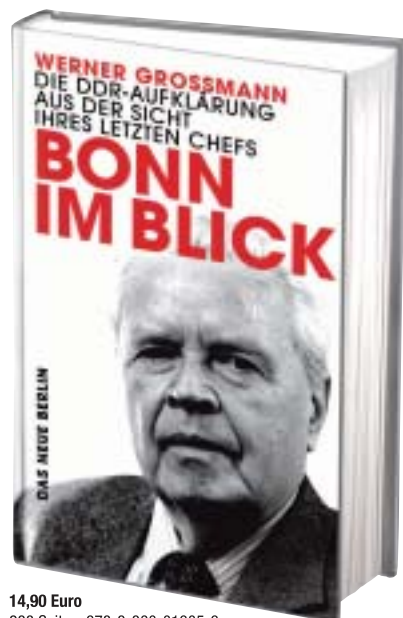
Sissi Tax das ja auch, und ich bin es, die zu schnell mit der Suche aufgibt. Spiel allein, so bunt und vergnüglich kaleidoskopisch es sein mag, genügt mir nicht. Die Manier, das Schneckengetöse der Verkunstung, bringt mich nicht wirklich voran.

Vielleicht sucht die 1954 in der Steiermark geborene Autorin auch wirklich nach etwas anderem als dem, was sie in ihrem Buch geschrieben hat. Aber gleich frage ich: warum sollte sie? Konventionelle Geschichten oder Selbstfindungen würde ich ihr gar nicht abnehmen. Der Text von Tax speist sich aus vielen bekannten Futterquellen: zum Beispiel aus der des barocken spinnerten Genius Quirinus Kuhlmann, aus denen der Altmeister von Arp bis Jandl und natürlich aus Gertrude Stein, der Mutter der transatlantischen Moderne. Womöglich soll »und so fort« den Erzählhabern und -forschern ein großes ÄTSCHE entgegenrufen. Oder es soll Stoff abgeben für eine Doktorarbeit übers Nervennervössein. Wie auch immer: die Autorin lädt ein, in ihrer großen Spiel- und Rüttelkiste zu stöbern, in hirnzettelkästen, in phänomenal trivialen und trivial phänomenalen, in ihren oberstüberls und unterstüberls, mit und ohne dachschaden.

Sissi Tax: »und so fort«. Droschl, Graz 2007, 67 S., 16 €

DER RICHTIGE BLICKWINKEL IST ENTSCHEIDEND

Die DDR-Aufklärung aus der Sicht ihres letzten Chefs



14,90 Euro
288 Seiten, 978-3-360-01905-9

Von Anfang an als Aufklärer dabei, übernahm Werner Großmann nach Markus Wolf die Leitung der legendären Hauptverwaltung Aufklärung des MfS.

Fans und Hooligans in der DDR



16,90 Euro
224 Seiten, 978-3-355-01744-2

Mit Recherchen, Analysen und Interviews erhellen die Autoren ein Kapitel, das ein gern verschwiegener Teil der DDR- und Sportgeschichte ist.

Offene Worte zur deutschen Einheit



4,90 Euro
112 Seiten, 978-3-360-01914-1

Beitritt oder Anschluss. Was Politiker und Publizisten, Manager und Wissenschaftler zum deutsch-deutschen Thema und zur Vereinigung äußerten.

Was hat die DDR für sie getan?



14,90 Euro
224 Seiten, 978-3-360-01089-6

Pieck, Ulbricht und Genossen sprachen mit Moskau seit 1949 über die Rückführung. Insbesondere die Intervention im August 1953 hatte Erfolg.



14,90 Euro
256 Seiten, 978-3-360-01085-8

Herbert Kierstein berichtet aus der Tätigkeit der Spionageabwehr und dokumentiert: Es wurde gegen die DDR vierzig Jahre lang Krieg geführt.

Besuchen Sie uns auf der Frankfurter Buchmesse! Halle 4.1 Stand D 147

Peter Rehberg

Im freien Fall

VERWEIGERUNG ■ Don DeLillos neuer Roman »Falling Man« über den 11. September stellt die Frage nach den Möglichkeiten der Literatur

Das Don DeLillo der Versuchung, einen Roman über den 11. September zu schreiben nicht widerstehen konnte, ist keine Überraschung. Schließlich ist er seit mehr als 35 Jahren Chronist des amerikanischen Alltags, vor allem zuständig für die Katastrophen, die das amerikanische Kollektivbewusstsein erschütterten. In *Sieben Sekunden* (1984) erzählte er die Geschichte des Kennedy-Attentäters Lee Harvey Oswald und in *Weißes Rauschen* (1988) berichtet er von den Folgen eines Chemiefabrik-Unfalls – deutlich inspiriert vom Störfall im Atomkraftwerk *Three Mile Island* in Harrisburg 1979. DeLillo ist Experte für die Kehrseite des amerikanischen Traums, sein paranoides Negativ.

Das Cover seines 1000-Seiten-Romans *Unterwelt* (1997) zeigte die Zwillingstürme in Lower Manhattan dann auch nicht als Stolz der amerikanischen Nation, sondern bedrohlich in die dunklen Wolken ragend, im Vordergrund ein Kreuz, als blickte man auf eine Friedhofslandschaft – erschreckend prophetisch. Kurz nach den Anschlägen reagierte DeLillo mit dem Essay *In den Ruinen der Zukunft*, mit einiger Verspätung folgt jetzt *Falling Man* – ein Roman über die Angriffe auf das New Yorker World Trade Center vor sechs Jahren.

Das traumatische Ereignis ist nach wie vor präsent. Nicht zuletzt in seinen politischen Folgen. Das wirft, anders als sonst bei DeLillo, die Frage auf, was eine angemessene Darstellung der Katastrophe wäre. Seit den frühen Tagen des »New Journalism« in den 1960ern wird in den USA eine Debatte ge-

führt, die in der letzten Zeit noch an Brisanz gewonnen hat: Taugt Literatur in einer globalisierten Welt (noch) dazu, den Verständnishorizont zu erweitern, oder sind wir nicht mit Sachbüchern wie Lawrence Wrights *Der Tod wird euch finden* (2007), das die Entstehungsgeschichte von Al-Qaida nachzeichnet, besser bedient, weil das Verständnis komplex vernetzter Ereignisse in erster Linie von der Datenmenge und nicht von einer geschärften subjektiven Wahrnehmung abhängt? Kann die ästhetische Bearbeitung angesichts der weltpolitischen Bedeutung nicht anders als sentimental – oder sogar obszön – sein? Eine Falle, in die zuletzt Frederic Beigbeder mit seinem misslungenen Roman *Windows on the World* (2005) getappt ist, in dem er die reale Katastrophe als Metapher einer dekadent-apokalyptischen Grundstimmung in der westlichen Welt funktionalisierte.

Jede Fiktionalisierung läuft Gefahr, die Bedeutung der Ereignisse ins Mythische zu überhöhen: als Bild einer untergehenden Zivilisation oder als Heldenepos. Das ist umso problematischer, als der Westen nach dem 11. September sich in einen plumpen Patriotismus einerseits und einen reflexartigen Antiamerikanismus andererseits gespalten hat. Jeder Beitrag wird zunächst als politische Stellungnahme gewertet, noch bevor sie ästhetisch wahrgenommen werden kann. Was wiederum die Frage aufwirft, auf welche Weise eine ästhetische Darstellung der Politik etwas entgegenzusetzen hätte.

»Ich habe den Roman geschrieben, wie ich jeden Roman schreibe, auch wenn es diesmal sehr schwer war«, verriet der Autor dem *Spiegel*. Die Darstellung weltpolitischer Ereignisse von Gewicht, nicht den Propagandamaschinen aus Washington und *Foxnews* zu überlassen, sondern zu versuchen, ihnen mit analytischer Schärfe und Sprachmacht zu begegnen, ist in jedem Fall ein Anliegen, für das er Respekt verdient. Dahinter steckt kaum Marktkalkül, sondern vermutlich Notwendigkeit und Mut.

Wie sieht also eine Geschichte aus, die dem Zusammenbruch der Türme mit der Komplexität literarischer Sprache begegnet? Im Zentrum von *Falling Man* stehen Lianne und Keith, nach gescheiterter Ehe bringt der 11. September das Paar wieder zusammen: Mit Staub bedeckt, Glassplitter im ganzen Gesicht und Blut auf dem Anzug, das nicht von ihm stammt, steht er auf einmal vor ihrer Haustür in Brooklyn. Keith gehört zu den Büroangestellten, die anders als sein Kumpel Rumsey aus den brennenden Türmen flüchten konnten.

»Jetzt kommt einem nichts mehr übertrieben vor, jetzt erstaunt einen nichts mehr«, sagt Martin, der Liebhaber von Liannes Mutter Nina angesichts der um sich greifenden apokalyptischen Stimmung. Angesichts der tödlichen Bedrohung und des Traumas, von dem die ganze Stadt heimgesucht ist, wirken die Alltagsprobleme von Lianne und Keith – Sprachlosigkeit, Alkoholismus und »frühe Zeiten der irgendwann eintretenden Düsternis namens Ehe« – vergleichsweise idyllisch. Nicht dass DeLillo der öffentlichen Katastrophe das wieder gefundene private Glück entgegenstellen würde. Eher umgekehrt: Die

große Katastrophe sensibilisiert für all die kleinen, die vergangenen und die gegenwärtigen, und lässt deshalb die Menschen zusammenschließen. »Sie wollte Kontakt, und er auch.«

Statt eine Versöhnungsgeschichte zu entwickeln, arbeitet der Text fragmentarisch. Er umkreist die Geschehnisse nicht linear: Die Erinnerungen an die in den Türmen gestorbenen Freunde gehören genauso dazu wie die an Liannes Vater, der sich vor 15 Jahren aus Angst vor Altersdemenz umgebracht hat. Heute leitet Lianne eine Schreibgruppe für Alzheimerpatienten. Von den Begegnungen der orientierungslosen Menschen in New York ist nicht klar, wohin sie führen. »Ich weiß, dass das Leben keinen Sinn ergibt. Ich meine, was in diesem Land ergibt schon Sinn?« fragt Lianne. Das gilt für das Wiedersehen von Keith und Lianne genauso wie für Keiths Bekanntschaft mit Florence, einer Überlebenden aus den Türmen, deren Koffer er zufällig rettete. »Du fragst dich, welche Geschichte an der Aktentasche dranhängt. Ich bin die Geschichte.« Nur knapp setzt sich der Text über die allgemeine Sprachnot hinweg. Immer wieder wird betont, dass Worte ihre Gültigkeit verloren haben. »Ich lief über die Brücke, weil sie über die Brücke liefen«, sagt Keith. »Es klang nach einer Sprachbehinderung, die Wörter waren erstickt und verwirrt«, kommentiert DeLillo.

Und so ist es auch zunächst ein Bild, das die Katastrophe nachstellt und dem Buch den Titel gibt: Der »Falling Man«, ein Performance-Künstler, der sich unerwartet an verschiedenen Orten Manhattans immer wieder kopfüber an Seilen vor den Häuserfassaden aufhängt als befände er sich im freien Fall. Eine Erinnerung daran, dass viele Opfer einen selbstmörderischen Sprung aus dem Fenster dem sicheren Flammentod vorzogen.

Wie sich Sprache gegenüber den Bildern und vor allem den Medienbildern behaupten kann, ist eine Frage an den Roman selbst. Was DeLillo über die Teilnehmer von Liannes Alzheimer-Schreibgruppe sagt, kann man auch als Programm für den Roman verstehen: »Es gab ... Momente von Hochstimmung ..., wenn sie auf die glücklichen Kreuzungspunkte von Einsicht und Erinnerung stießen, die der Akt des Schreibens ermöglicht.« Und obwohl längst nicht alle Szenen überzeugen (die Beschreibungen der Attentäter bei ihrer Vorbereitung in Hamburg wirken banal und deplaziert), gelingt DeLillo eine literarische Bearbeitung der Post-9-11-Befindlichkeit auf eine Weise, die die ganze Hilflosigkeit gegenüber den Ereignissen ausstellt. So ist es gerade die Verweigerung der großen Interpretation, mit der DeLillo die bisher beste Erzählung über den 11. September gelungen ist.

Und in der Schlusspassage schafft er es sogar, jenen Moment zur Sprache zu bringen, um den der Roman, die ganze Zeit kreist: Keiths Flucht aus den brennenden Türmen, kurz vor dem Einsturz. Und was DeLillo hier macht, ist schlichtweg atemberaubend, so realistisch und präzise ist die Beschreibung des Infernos. Es trifft die Lesenden, wie kein Fernsehbild es vermag.

Don DeLillo: *Falling Man*. Roman. Aus dem Amerikanischen von Kiepenheuer&Witsch. Köln 2007, 304 S., 19,90 €

Fabimeh Farsaie

Juden im Iran

DEKONSTRUKTION ■ Dalia Sofers Roman »Die September von Schiras« führt zurück zur iranischen Revolution von 1979

Es geschah an einem Teheraner Herbsttag. Es war noch hell, als zwei bewaffnete Männer die Hauptfigur des Debütromans der aus dem Iran stammenden New Yorker Autorin, Dalia Sofer, verhaftet haben. Das Buch trägt den Titel *Die September von Schiras*. Diese wunderschöne Stadt im Süden Irans spielt eine große Rolle im Schicksal des Verhafteten. Er heißt Isaac Amin. Wie sein Vorname verrät ist er Jude. Sein Nachname deutet an, dass er ein vertrauenswürdiger Geschäftsmann ist. Wenn man einen Blick auf seinen Terminkalender und die Eintragung »Hrn N. wg. Perlen anrufen« wirft, stellt man fest, dass er kein einfacher Geschäftsmann, sondern ein erfolgreicher Juwelier ist.

Auf der ersten Seite erfährt man, dass sich die Geschichte des Romans unmittelbar nach der so genannten »Islamischen Revolution« von 1979 im Iran abspielt; genauer gesagt: am 20. September 1981. All diese konkreten Angaben auf der ersten Seite schüren die Vermutung, es handle sich um eine authentische Geschichte. Das ist aber ein falscher Eindruck. Denn die ausführlich geschilderte Haltung der bewaffneten Männer, ebenfalls auf der ersten Seite, richtet sich nach dem westlich anmutenden Auftritt der Kommissare à la Sherlock Holmes und nicht dem der revolutionären Passdaran im Iran: »Wir kommen im Auftrag der Revolutionswächter« Das Vokabular und die Ausdrucksweise der »Bauftragten« lässt ebenfalls nicht auf Authentizität schließen: »Du bist verhaftet, Bruder!« Abgesehen davon, dass solch eine filmreife Aufführung der Realität nicht entspricht, passt diese Attitüde nicht zu den Charakteren der Revolutionswächter und ihrer »Männer«.

Was diese Wächter gerade ausmacht, ist, dass sie Konventionen und Bestimmungen jeglicher Art (auch Regeln bei der Inhaftnahme) verachten und ablehnen. Sie fühlen sich niemandem gegenüber verpflichtet, irgendwelche Erklärungen abzuliefern. Besonders, während sie ihre geladenen »Gewehre auf Isaac gerichtet« haben und geschwind auf ihn losgehen. Ihre Waffe ist ihre Visitenkarte. Das höchste Gebot der Revolutionswächter, wie die Autorin später auch schildert, lautet: Willkür und Erniedrigung. So rufen sie ihr »Opfer« auch nicht »Bruder«. So nennt man einen Mitbürger, der zur religiösen Gemeinschaft der Muslime – Omaat – angehört. Die iranischen Juden werden unter der Kategorie »Mellat« eingeordnet; einfaches Mitglied der iranischen Gesellschaft mit seinen Rechten und Pflichten. Arash Abaie, Vertreter der jüdischen Gemeinschaft im staatlichen Institut für Religions-Dialog im Iran und Gründer des jüdischen Monatsmagazins *Bina*, erklärt die Verbundenheit der Juden mit diesem Land so: »Volkshistorisch sind sie weltweit die ältesten und beständigsten Juden. Sie leben seit dem König Kyros II. (539 v. Chr.) in den Gebieten des heutigen Irans ... Man könne den Iran also weltweit als die zweite jüdische Heimat bezeichnen.«

König Kyros erlaubte sogar per Verordnung die Rückkehr der Juden in ihre Heimat und gab ihnen die in Babylon geraubten Wertgegenstände wieder zurück. Erst unter den Safawiden und mit der Entstehung des

shiitischen Klerus (1501-1736) ging der Stern der Glückseligkeit der Juden in Persien allmählich unter. Ab Mitte des 19. Jahrhunderts und mit dem steigenden Einfluss des Westens verbesserte sich ihre Lage in Persien wieder. Ende der siebziger Jahre lebten im Iran mehr als 100.000 Juden. Seit dem Sturz der Pahlavi-Dynastie im Februar 1979 haben sich bis zu 70 Prozent der iranischen Juden für die Diaspora entschieden, hauptsächlich in den USA und Europa. Gründe der Auswanderung: Repressalien des Islamischen Regimes, insbesondere in der ersten Dekade der Machtübernahme, dann der Iran-Irak Krieg (1980-1988) und schließlich die Wirtschaftsanktionen. Soziales Elend und eine fehlende Demokratie waren und sind nicht nur für die iranischen Juden, sondern auch für viele Iraner Gründe genug, um auszuwandern.

Isaac Amin, der vermögende Jude und die Hauptfigur des Romans, gehört auch zu der Gruppe von Auswanderern. Er wird im ersten Kapitel mit dem Vorwurf »Spionagetätigkeit für die Zionisten« verhaftet. Im 36. Kapitel wird er nach etwa einem Jahr frei gelassen. Er erkaufte seine Freiheit mit seinem ganzen Ersparnis von einem Revolutionswächter: »eine großzügige Spende zur Unterstützung der Revolution«. Im 47. Kapitel verlässt er das Land mit seiner Frau und kleinen Tochter, nachdem er einen Menschenhändler mit viel Geld »zufrieden stellt« und sein Haus einem »bösen« Angestellten »unentgeltlich« überschreibt. Er hat nur ein paar »Steine« in der Tasche, als er über die Türkei bei Nacht und Nebel flüchtet: Diamanten in einem kleinen Säckchen.

Zwischen den ersten und 47. Kapiteln erzählt die im Alter von zehn Jahren in die USA geflüchtete Dalia Sofer einfühlsam und ausführlich von Folter, menschenunwürdiger Situation in islamischen Kerkern, von Hinrichtungen und Repressalien der islamischen Regierung. Sie schildert auch die Schicksale der Familie Amins im noblen Viertel Teherans, Niyavaran, und in Brooklyn, wo der Sohn Parviz studiert und seinen Trost in der jüdischen Gemeinde findet. Die spannend erzählten Kapitel, die sich im Gefängnis abspielen, lösen sich stets mit Teilen ab, die sich auf die Beschreibung des Alltags und kraftloser Dialoge in der Außenwelt der Figuren beschränken. So wandelt sich abwechselnd auch die anfänglich als Polit-Krimi konstruierte Geschichte in eine Art psychologischen Text. Natürlich leidet die Spannung unter dieser Verzerrung. Bei dieser sukzessiven Dekonstruktion bleibt ein nichtintegrierter Rest aus Psychologie, moralischer Botschaft und Sozialdiagnose: Da redet und denkt Isaac allmählich wie ein Altmeister der Philosophie und die Ehefrau wie seine treue Anhängerin: Beide sind Muster einer Schwarz-Weiß-Malerei der menschlichen Seele. Demnach trübt nicht einmal ein Hauch von Boshaftigkeit ihr Gemüt, obwohl sie gleichzeitig der Boshaftigkeit der Menschen in ihrer Umgebung vollkommen ausgeliefert sind, und zwar, das ist die Begründung der Autorin, einfach weil sie Juden sind.

Dalia Sofer: *Die September von Schiras*. Aus dem Amerikanischen von Sabine Roth. Hanser, München 2007, 333 S., 19,90 €

www.lustaufkultur.de

Hartmut Zwahr
Die erfrorenen
Flügel der Schwalbe
DDR und »Prager Frühling«
Tagebuch einer Krise
1968 bis 1970



434 Seiten – Euro 36,00
Hardcover mit Schutzumschlag
ISBN 978-3-8012-4176-6

In seinem Tagebuch aus der Zeit von März 1968 bis April 1970 führt der Sozialhistoriker Hartmut Zwahr seine Leser zurück in die Zeit des »Prager Frühlings« und der nachfolgenden Repressionen. Diese »schmerzhaften« Notizen eines Augenzeugen schildern Menschen in der DDR zwischen Hoffen und Bangen.

Besuchen Sie uns auf der
Frankfurter Buchmesse!
Halle 3.1, Stand B153

Verlag J.H.W. Dietz Nachf.
Dreizehnmorgenweg 24
53175 Bonn
www.dietz-verlag.de



Wolfgang Pomrehn: *Heiße Zeiten*
Wie der Klimawandel gestoppt werden kann;
Broschur, 236 Seiten; *16,90

Die Klimadebatte verfehlt bisher den entscheidenden Punkt: So schnell wie möglich den Umbau der Industriegesellschaft herbeizuführen. Damit geht es auch um die Kontrolle über die gesellschaftlichen Ressourcen. Wolfgang Pomrehn trägt die wichtigsten Fakten und Argumente zusammen. Er macht die physikalischen Grundlagen der Klimaprobleme verständlich, nimmt die Bedrohungsszenarien unter die Lupe, diskutiert Sackgassen und echte Alternativen.



Werner Biermann / Arno Klönne:
Agenda Bertelsmann – Ein Konzern
stiftet Politik; Broschur, 140 Seiten; *11,90

Ob Privatisierung oder Studiengebühren, Hartz IV oder globale Militärinterventionen: Die gesellschaftspolitische Agenda der Bundesrepublik wird von der Bertelsmann-Stiftung entworfen. Sie ist auf Firmenprojekten nicht minder aus als auf gesellschaftliche Steuerung. Biermann/Klönne analysieren den ökonomisch-politischen Hintergrund der Bertelsmann-Konzepte und ihren Zielhorizont: Gesellschaft, geführt wie ein Unternehmen, postdemokratisch.



Domenico Losurdo: *Kampf um die Geschichte* – Der historische
Revisionismus; Broschur, 304 S.; *17,90

Dem westlichen Sieg im Kalten Krieg folgte der Sieg des historischen Revisionismus. Er verbindet sich mit Namen wie Furet, Nolte, Hillgruber oder Carl Schmitt, dämonisiert den ganzen revolutionären Zyklus von 1789 bis 1917 und verkündet den »liberalen Westen« und dessen koloniale Tradition. Unerklärbar werden damit auch der Nazismus und der Völkermord an den Juden, die Hitler als Drahtzieher von Oktoberrevolution und kolonialem Aufbegehren beschuldigte.



Michael Klundt (Hg.): *Kapitalismus versus Barbarei?* Geschichtsschreibung
der Neuen Weltordnung; Br., 240 S.; *12,90

Die Geschichtsschreibung der »Neuen Weltordnung« sieht im Kapitalismus den Inbegriff menschlicher Entwicklung und den Sinn der Geschichte. Jede gesellschaftliche Alternative erscheint in diesem Geschichtsbild als barbarisch. Eine internationale Autorengruppe nimmt dieses Selbstverständnis unter die Lupe. Dabei wird nachgewiesen, dass es gerade der Kapitalismus selbst ist, welcher aus sich heraus immer wieder barbarische Verhältnisse hervorbringt.



Hans-Peter Waldrich:
In blinder Wut – Warum junge Menschen
Amok laufen; Broschur, 156 S.; *12,90

Wie kommt es, dass unaffällige Schüler plötzlich zu Killern werden? Hans-Peter Waldrich geht davon aus, dass es sich weniger um eine individuelle als vielmehr um eine gesellschaftliche Frage handelt. Eine früh erzeugte innere Haltlosigkeit kann im Schulalltag nicht ausgeglichen werden, sondern wird durch die Konkurrenzschule noch auf die Spitze getrieben. Der Amoklauf nimmt kompensatorische Grundmuster auf, die gesellschaftlich vermittelt wurden.



HIER SPRICHT RADIO PMR
NACHRICHTEN AUS TRANSNISTRIEN

ANHÄNGER DER BEWEGUNG PRORYW PRÄSENTIEREN CHE GUEVARA UND DIE
RUSSISCHE FAHNE WÄHREND EINER POLITISCHEN VERANSTALTUNG IM RAHMEN
DES UNABHÄNGIGKEITSREFERENDUMS IM SEPTEMBER 2006

Jan Koneffke

Henne oder Ei, Fenster oder Fernsehen

MIKROKOSMOS ■ In seinem satirischen Roman »Das Hühnerparadies«
porträtiert Dan Lungu die rumänische Vorstadtwelt

Die rumänische Literatur der vergangenen 17 Jahre ist ein Spiegel der gesellschaftlichen Amnesie. Bis vor kurzem fehlte es an dem großen Roman über die Zeit der feudal- und nationalkommunistischen Herrschaft der Stalinisten Georghiu-Dej und Nicolae Ceausescu. Autoren der älteren Generation sind verstummt oder haben sich, wie Ion Grosan, der Publizist zugewandt. Jüngere Schriftsteller greifen Themen auf, die zu kommunistischen Zeiten verboten waren oder wollen absichtlich schockieren. Krude Sexualität ist ein Lieblingsgegenstand der neuen Literatur, die daher literarisch selten spannender ist als ein Beate-Uhse-Porno. Erst in diesem Jahr erschien mit dem dritten Teil von Mircea Cartarescu Romantrilogie *Orbitor* – der erste Teil wurde kürzlich vom Zsolnay Verlag unter dem Titel *Die Wissenden* veröffentlicht –, fast zeitgleich mit der offiziellen Verurteilung des Kommunismus durch den Staatspräsidenten Basescu, eine literarisch ambitionierte, episch-magische Auseinandersetzung mit der verdrängten Vergangenheit.

Bisher war die kommunistische Usurpation der Macht in einem Land, in dem die kommunistische Partei der Zwischenkriegszeit nie mehr als tausend Mitglieder zählte, allenfalls Gegenstand von Grotesken, wie in der wilden Satire Daniel Banulescus *Ich küsse dir den Hintern, geliebter Führer*. Gabriela Adamesteanu hingegen verwendete als Grundlage für ihren Roman über die Ceausescu-Zeit mit dem Titel *Die Begegnung* eine Erzählung, die sie bereits in den achtziger Jahren geschrieben hatte. Spuren der vergangenen Welt ließen sich indes in den literarischen Werken zahlreiche finden, nicht zuletzt deshalb, weil sie ja noch überall gegenwärtig waren und bis heute sind.

Das trifft insbesondere auf den satirischen Roman Dan Lungus *Das Hühnerparadies* zu, der die Vergangenheit in den Geschichten, Erinnerungen und Ansichten seines Personals wiederbelebt. Da hocken sie, die Rentner einer moldauischen Vorstadtstraße in der Kneipe mit dem Spitznamen »Zum zerknautschten Traktor«, diskutieren sich die Köpfe heiß, ob es damals nun besser oder schlechter war als heute und geraten sich so in die Haare, dass der Wirt ihnen jede Aus-

einandersetzung über Ceausescu untersagen muss.

Der 1969 geborene, moldauische Autor Dan Lungu arbeitet als Soziologiedozent an der Universität Iasi. Seinem Roman merkt man das soziologische Interesse an. Lungu hat mit seiner Vorstadtstraße und ihren Bewohnern einen gesellschaftlichen Kosmos geschaffen, der, wie die berühmte Leibnizsche Monade, die rumänische Welt idealtypisch in sich vereint. In dieser Welt regieren bäuerliche Mentalität und kleinbürgerliches Bewusstsein. Von der urbanen Erfahrung ist sie umso weiter entfernt, als die beschriebene Vorstadt nicht einmal eine moderne Stadt grenzt, die ihrerseits nur aus lauter »Hühnerparadiesen« besteht.

Die eigentliche Tragik für die Bewohner seiner Malhala besteht darin, dass in ihr absolut nichts passiert. Die große Politik findet sowieso woanders statt, und die Menschen sind es gewohnt, dass sie nicht zu ihrem, sondern zum Wohl der politischen Klasse gemacht wird. Folglich schauen sie aus dem Fenster oder, ab fünf Uhr nachmittags, wenn die Telenovelas beginnen, auf den Fernsehschirm. Jedes noch so banale Ereignis lädt sich entsprechend mit Bedeutung auf. Da ist das geheimnisumwitterte Haus des Oberst, das nie ein Mensch betreten hat, oder der Garten Relu Covalciuc, der eines Tages von Regenwürmern überschwemmt wird. Das wäre für den Leser auf Dauer so belanglos, wie es das Leben für die Bewohner der Akazienstraße ist, wenn Lungu nicht zwei Dinge zur Hilfe kämen: Seine Sympathie mit der armseligen Vorstadtwelt und die Freude der Rumänen an Geschichten.

Nicht nur, dass es den Gerüchten in der Vorstadt so geht wie dem geflüsterten Wort beim Kinderspiel »Stille Post«. Nicht nur, dass gerade in Ermangelung eines rationalen Diskurses die Fabulierkunst der Menschen umso buntere Blüten treibt. In den Kneipengesprächen der Männer geht es nicht darum, ob eine Geschichte wahr oder erfunden ist. Es geht darum, ob sie gut erzählt wird. Und hier deckt sich das Interesse des Schriftstellers mit dem seines Personals. Mitus urkomische Erzählung über seinen Besuch bei Ceausescu muss nicht zwangsläufig der Fantasie des Autors entspringen sein – er könnte auch

nur der Chronist abgelaschter Geschichten sein. Das liegt an der erwähnten Sympathie Lungus für seine Figuren. Der satirische Abstand dient nie denunziatorischen Zwecken. Er ist lediglich ein Mittel, um dem Stimmenwirrwarr, das aus dem »Zerknautschten Traktor« dringt, zum roten Faden zu verhel-

fen. Lungu Buch bezieht seine Sprachkraft aus der Nähe zum Argot der Vorstadtbewohner. Die kommentieren die inzwischen vollen Geschäfte, in denen sie aus Geldmangel nichts kaufen können, mit den Worten: »Du glotzt in die überfüllten Regale, schluckst kräftig und gehst wieder nach Hause. Die Spucke-Produktion ist so gestiegen, dass man welche exportieren könnte.« Herr Spataru hingegen, der in betrunkenem Zustand stets bereit ist, seine Frau zu schlagen, muss einsehen, dass seine Ohrfeigen keine Wirkung zeigen, weil seine Frau nicht einmal weiß, »wie viele Ohren sie hat.« Mit der lebendigen Sprache, die Lungu Buch bereits lesenswert macht, verbinden sich wunderbare Beobachtungen, sei es kleiner Alltagsdetails, sei es der psychischen Verfassung der von der Geschichte ausgespuckten Menschen. Das Porträt Frau Covalciuc, die absolut nichts wegwerfen kann und ihre Hühner mit abgelaufenen Penicillintabletten füttert, ist so wahrhaftig und vergnüglich, wie es die Schilderungen der »Krankheitsvorbereitungen« bei Frau Socoliuc sind.

Am Schluss des bei aller Lebendigkeit doch statischen Buchs – wie sollte es bei diesem Gegenstand auch anders sein! – deutet sich dann aber doch eine Entwicklung an: Der Ausgang aus dem Reich der Vorstadt. Denn es stellt sich heraus, dass die Unmengen von Regenwürmern im Garten Herrn Covalciuc infolge eines durch Reparaturmaßnahmen der staatlichen Elektrizitätsgesellschaft ausgelösten Stromstoßes an die Oberfläche gekommen sind und sich keineswegs einem übersinnlichen Ereignis verdanken. Und zusammen mit Herrn Covalciuc neigt auch der Leser dazu, diese rationale Erklärung eher zu bedauern, als erleichternd zu finden.

Dan Lungu: *Das Hühnerparadies. Ein falscher Roman aus Gerüchten und Geheimnissen*. Aus dem Rumänischen von Aranca Munteanu. Residenz, Salzburg 2007, 208 S., 17,90 €

Rupprecht Podszun

Schuld war der Fahrer

VERSATZSTÜCKE ■ In seinem Roman
»Vom Geist der Gesetze« vermutet Georg M. Oswald
Machenschaften hinter den Kulissen der dritten Gewalt

Das Satire-Magazin *Titanic* führt seit Jahren eine Statistik, die Unfälle der besonderen Art erfasst, Unfälle unter Beteiligung von CSU-Politikern. Das ist ein gar nicht seltenes Phänomen, und ein Teil des Phänomens ist, dass dem Unfall gelegentlich ein Gerichtsfall folgt, der ohne Folgen bleibt. Otto Wiesheu zum Beispiel rampte als CSU-Generalsekretär 1983 mit 1,7 Promille einen anderen Wagen auf der Autobahn. Ein Mensch kam ums Leben, ein anderer wurde schwer verletzt. Wiesheu überlebte, auch politisch. Zwölf Monate auf Bewährung, Wechsel vom Posten des CSU-Generalsekretärs in den Sessel des Geschäftsführers der Hanns-Seidel-Stiftung. 1993 wurde der Unfallverursacher Verkehrs- und Wirtschaftsminister in Bayern.

Der unfallverursachende CSU-Politiker, ein mildes Gericht, eine scheinbar bruchlose Karriere – das ist Holz, aus dem sich Anschauungsmaterial für die These schnitzen lässt, dass man die Großen laufen lässt und die Kleinen hängt. Diese These freilich ist nicht neu, und das Holz dafür, nun ja, ist eher rustikale Eiche. Es muss ein großer Autor sein, der daraus Neues schafft. Versucht hat es in *Vom Geist der Gesetze* Georg M. Oswald.

Der Münchener Autor hat 352 Seiten über ein unerhörtes Ereignis geschrieben. Das ist etwas lang für eine Novelle. Das Ereignis: ein Autounfall. Vielleicht das sprödeste Ereignis, das ein Schriftsteller erfinden oder eher einsetzen kann, um die Leben der Beteiligten kurz auf- und durcheinander zu wirbeln, dabei die Illusion erzeugend, es könnte sich doch etwas Grundlegendes ändern, alles anders werden. Aber alles anders – das trauen sich nur US-Drehbuchautoren, und dies ist ein deutsches Buch, in dem der Politiker Kurt Schellenbaum heißt und sein Unfallopfer ein erfolgloser Drehbuchautor mit dem Namen Ladislav Richter ist. Schellenbaum fährt Richter an, der Politiker schiebt die Schuld auf seinen Fahrer.

Aus dieser Konstellation entfaltet sich ein »Gesellschaftsroman«, wie der Klappentext suggeriert, denn das spröde Ereignis zieht Kreise: Anwälte werden eingeschaltet, der beste Strafverteidiger der Republik tritt auf, während seine Ehe kriselt, ein Junganwalt erhält seine Initiation in die skrupellosen Kreise, Menschen aus der Unterschicht und gestrauchelte Bohemiens streifen diese Welt, und im Dunst, irgendwo hinter diesem Politiker Schellenbaum, wabert eine Affäre, die dem Komplex um den Lobbyisten Schreiber und seinen Verbindungen zur CSU nachgebildet ist. Die Wege der Figuren kreuzen sich. In kurzen Momenten erliegen Oswalds Protagonisten der Illusion, jetzt passiere etwas, als wende die Begegnung mit einer anderen Person alles. Doch wäre dies ein realer Fall, so bliebe am Ende nichts außer einer weiteren Nummer in der *Titanic*-Statistik verunfallter CSU-Politiker.

Das klingt nicht aufregend, aber Oswald treibt den Leser geschickt durch den konventionellen Plot. Als Krimi ist es nicht ganz so spannend wie ein Grisham, die Initiationsgeschichte des Junganwalts und die Liebeskavale der besseren Gesellschaft sind nicht ganz so böse wie in Walsers *Ehen in Philippsburg*, die Schickeria-Stories sind nicht ganz so radikal wie bei Christian Kracht, der Blick auf das Rechtssystem ist nicht ganz so ironisch wie bei Herbert Rosendorfer. Dennoch ist es ein gutes, ein spannendes Buch, aber nicht gerade ein geniales. Dazu fehlt die literarische Überhöhung der Wirklichkeit. Diese Geschichte, die in den vermeintlich besseren Kreisen Münchens spielt, ist eher ein Sachbuch-Roman.

Und siehe da: Georg Oswald ist auch einer, der etwas sehr sachliches hat, denn an ihm klebt schon das große Etikett, er sei ein »politischer Autor«. Er soll also einer von denen sein, die uns mit ihren Werken etwas sagen wollen. Oswalds Thema ist das Recht, das hat er studiert, das hat er in den Vorgängerromanen schon durchgespielt, und er holt sich den höchstmöglichen rechtspolitischen Anspruch schon mit dem Titel des neuen Buches zwischen die Zeilen: *Vom Geist der Gesetze* heißt es, und das ist natürlich Montesquieu, der in seinem Werk dieses Namens die Gewaltenteilung begründete. Etwas große Fußstapfen.

Oswald richtet den Fokus auf die dritte Gewalt, die Rechtsprechung. Wie unter einem Brennglas lässt er leuchten, was bei der Münchener Zeitungsliteratur in den vergangenen zwei,

drei Jahren den Kopf schütteln ließ: Ackermanns Victory-Zeichen, das Verschwinden von Beweismitteln im Prozess gegen den Politikersohn Max Strauß, die plötzliche Beförderung intensiv ermittelnder Staatsanwälte oder den Bückling des Richters, der Holger Pfahls verurteilt. Immer wieder arbeitet Oswald mit solchen Versatzstücken aus der Wirklichkeit, er vermag sie mit allgemeinen Erkenntnissen darüber, dass sich reiche Übeltäter in der Regel gewiefere und bessere Anwälte leisten können als andere, dass irgendwo immer der Ministerpräsident Strippen zieht, und dass Absprachen in Strafprozessen ein Übel sind. Natürlich wird ein Politiker viel zu milde verurteilt.

Manchmal stimmt das alles. Öfter allerdings stimmt es nicht. Dann ist die Empörung Ausdruck der Unkenntnis, Unkenntnis etwa darüber, dass deutsche Gerichte sehr häufig milde urteilen, eben nicht nur bei Politikern. Solange die angebliche Aufhebung der Gewaltenteilung nur Gerücht, nur Literatur ist, solange gilt sogar für die bayerische Justiz die Unschuldsvermutung. Oswald bringt keine Beweise bei, diese zu erschüttern.

Doch nicht nur das. Wer die Realität in deutschen Gerichtssälen kennt, der weiß, dass das Victory-Zeichen eines Ackermann oder die verschwundene Festplatte im Strauß-Prozess Kuriositäten sind. Solche Merkwürdigkeiten kommen vor, sie sind bedenklich, aber sie haben längst nicht die politische Bedeutung, die ihnen zugeschrieben wird. Viel bitterer als der laxer Umgang mit den Großen ist nämlich der Umgang mit den Kleinen. Richter hetzen durch Termine, in denen Fälle behandelt werden, die für die Betroffenen existentiell sind. Sprachlos stehen gerade diejenigen vor den Schranken des Gerichts und häufig ganz außerhalb der Justiz, die das Recht am dringendsten bräuchten. Dass das Recht, die Gerichte einmal geschlafen wurden, um auch dem Schwachen eine Chance gegen den Starken zu geben, das klingt in diesem Roman nur an, wird aber überlagert von den Anekdoten aus exklusiven Clubs der Stadt. Die Zegna-Anzüge der Top-Anwälte haben eben mehr Glamour als die Trainingsanzüge der Menschen aus Neukölln oder dem Hasenberg.

Ein politischer Autor? Dieser Autor hat keinen Helden, niemanden, der in diesem Sumpf wadet, ohne sich darin zu beflecken. Oswalds Helden versagen kläglich oder lassen sich nur antreiben von wenig edlen Motiven. Da entpuppt sich Oswald als desillusionierter Mittvierziger, der viel zu intelligent ist, um romantische Polit-Ideale hegen zu können. Literarisch ist das ein Glück, sonst hätte aus diesem Roman schnell eine Schmonzette werden können. Politisch ist das ein Unglück, aber dafür kann Georg M. Oswald nichts.

Georg M. Oswald: *Vom Geist der Gesetze*. Roman, Rowohlt, Reinbek bei Hamburg 2007, 352 S., 19,90 €

ISSN 0945-2095

Hervorgegangen aus dem *Sonntag*, Berlin, gegründet 1946 vom Kulturbund zur demokratischen Erneuerung Deutschlands, und der *Volkzeitung*, ehemals *Deutsche Volkszeitung*, gegründet 1953 in Düsseldorf von Reichskanzler a. D. Dr. Joseph Wirth, und der *Tat*, gegründet 1950 in Frankfurt/M. von der VVN. Die Gründungsherausgeber des *Freitag*: Günter Gaus, Christoph Hein, Gerburg Treusch-Dietter, Wolfgang Ullmann

Herausgeber: Daniela Dahn, György Dalos, Frithjof Schmidt, Friedrich Schorlemmer

Verlag und Redaktion: Zeitungsverlag Freitag GmbH, Potsdamer Straße 89, 10785 Berlin
Berliner Sparkasse, BLZ 10050000, Konto 1543424674

Geschäftsführung: Heinrich Eckhoff
Jahresbezugspreis: 132,- €. Ermäßigter Bezugspreis gegen Bescheinigung für Schüler, Studenten, Auszubildende, Arbeitslose, Sozialhilfempfänger und Rentner: 92,40 €; jeweils inkl. Zustellung Inland. Im Ausland zzgl. Versandkosten: € 31,- Land- bzw. € 41,- Luftpost. Kündigungsfrist 6 Wochen vor Ende des Bezugszeitraumes.

Abowerwaltung: AVZ, Allgem. Vertriebs- und Zustell-GmbH
Storkower Straße 127 A, 10407 Berlin

Abo-Telefon: (030) 428040-40; Fax -42,
Mo.-Fr. 8-16 h (Bitte bei Anfragen Abo-Nummer angeben.)
aboservice@avz-berlin.de

Redaktion / Verlag:
Tel. (030) 25 00 87-0; Fax: 25 00 87-10
e-mail: redaktion@freitag.de

Redaktionsleitung: Lutz Herden, Ingo Arend
Inland, Ökologie, Wirtschaft: Dirk Friedrich Schneider, Michael Jäger, Steffen Vogel, Ausland: Lutz Herden, Alltag, Kultur, Literatur, Geschichte: Ingo Arend, Matthias Dell, Tina Veihelmann, Wissenschaft, Zeitsgeschichte: Ulrike Baureithel, Kehrseite: Margareth Obexer, Karsten Laske, Reporterin: Marina Achenbach, Bild/Layout: Jürgen Holtfreter

Anzeigen: Gülcin Wilhelm (030) 25 00 87-32, Fax: (030) 25 00 87-10
Satz & Reproduktionen: Michael Pickardt, Berlin

Druck: BVZ Berliner Zeitungsdruck
Am Wasserwerk 11, 10365 Berlin, www.berliner-zeitungsdruck.de

Für unverlangt eingesandte Manuskripte keine Gewähr.
FREITAG-Archiv-Arbeiten, Artikelrecherchen auf Anfrage

Verantwortlich für die Literaturbeilage: Ingo Arend

Beat Mazenauer

Strategen von niedrigem Niveau

WUNDERTÜTE ■ Ein literarisches Porträt des katalanischen Erfolgsautors Quim Monzó

Jüngst ist in der *Neuen Zürcher Zeitung* ein Text von Quim Monzó erschienen, die katalanische Sprache betreffend. »Man wüsste gern von mir, warum ich es vorziehe, auf Katalanisch zu schreiben, und Hand aufs Herz, ich weiß es selber nicht.« Monzó, ohne Zweifel einer der Stars der gegenwärtigen katalanischen Literatur, versuchte dennoch, den Auftrag freundlich zu erfüllen, sein Beitrag indes gibt uns weit mehr Aufschluss über die Person des Autors als über seine Sprachwahl. Die rhetorische Frage am Ende: »Wie soll ich's euch nur sagen, meine Herzallerliebsten?« verrät den literarischen Charme, der Monzó vor allem auch ist. Seine Geschichten, die meist an den gefährlichen Rändern des Alltäglichen spielen, umgarnen die Leser derart mit ihrer lakonischen Komik, dass sich die Frage nach ihrem Realitätsgehalt nicht mehr stellt. Monzó's groteske Einfälle schmiegen sich sanft den alltäglichen Erfahrungen an, so dass sie eher das Ineinander von Absurdität und Alltag als deren Trennung signalisieren.

Ein typischer Monzó-Held ist beispielsweise der Literaturkritiker Collell aus der Erzählung *Philologie*. Von einer unbekanntenen Studentin am Telefon um ein Gespräch gebeten, willigt er wegen ihrer erotischen Stimme ein. Wie vereinbart wartet er in einem Café auf die Unbekannte, doch sie kommt und kommt nicht. Allmählich steigt Ärger in ihm hoch, der auch dann nicht mehr zu bändigen ist, als endlich vor ihm eine »betörende Schönheit« steht, die fragt, ob er der Gesuchte sei. Collell verleugnet sich und lässt sich aus lauter Groll »seine Träume entgehen«. Dabei hätten sie beide »so glücklich sein können«. Monzó liebt es, seine Leser mit sanften und doch überraschenden Volten zu verblüffen – wobei solche Volten tückischer- und für Monzó typischerweise oft darin bestehen, dass gerade nichts passiert. Umso höher hängt der Autor dafür die Titel seiner Bücher, die Namen tragen wie *Das ganze Ausmaß der Tragödie*, *Die beste aller Welten*, *Der Grund der Dinge*, *Alles ist Lüge* oder *Die totale Wehrlosigkeit vor den fremden Feindemächten*. Zwischen grandioser Überschrift und zuweilen lächerlich trivialer Handlung tut sich eine befremdlich reizvolle Kluft auf.

Quim Monzó, 1952 in Barcelona geboren, debütierte 1976 mit dem Buch *L'udol del giso al caire de les claveweres*, für das er gleich einen Preis erhielt. Zwei Jahre später erschien *Uf, va dir ell* (»Uff, sagte er«) eine Erzählungssammlung, die in dem unlängst auf Deutsch erschienenen Band *100 Geschichten* mit ent-

halten ist. Vor allem in diesen frühen Jahren betätigte sich der Schriftsteller Monzó auch in angrenzenden Bereichen: als Karikaturist, Rockmusiktexter, Radiomacher, Journalist und Kriegsreporter (in Fernost, Afrika und Nordirland). Bis heute schreibt er immer wieder Aufsätze und Kolonnen für Zeitungen, für *La Vanguardia* und sporadisch für die *Frankfurter Rundschau*, welche teils auch in Buchform erschienen sind.

Insgesamt 22 Titel von Romanen, Erzählungen und Aufsatzbänden zählt das Werk, nicht eingerechnet die »ungebundenen« Miszellen und allem voran die zahlreichen Übersetzungen, die Monzó angefertigt hat, vornehmlich aus dem Englischen ins Katalanische. Die Liste der übersetzten Autoren liest sich – nebst Mary Shelley und Thomas Hardy – wie ein kleines *Who is who* der modernen amerikanischen Literatur, mit Namen wie Arthur Miller, Truman Capote, Robert Coover, J.D. Salinger, Ernest Hemingway (*The sun also rises*), Ray Bradbury (*The Martian Chronicles*), Donald Barthelme, John Barth oder Dorothy Parker. Seine eigenen Bücher sind in viele Sprachen übersetzt, etwa in Baskisch, Hebräisch oder natürlich Spanisch. Die Vertrautheit mit der amerikanischen Literatur mag das ihre dazu beitragen, dass sich Quim Monzó speziell als bestrickender Erzähler von Geschichten auszeichnet. Ihre Hundertzahl liegt nun vollständig in deutscher Übersetzung vor, was sechs integralen Erzählbänden entspricht, die zwischen 1976 und 2001 erschienen sind.

Das Boris Vian-Zitat, das der ersten Abteilung voransteht, kann als Motto für die ganze Sammlung gelten: »Eines Tages wird es etwas anderes geben als einen Tag.« Viele Wünsche

Monzó zeichnet das Bild einer zersprengten Gesellschaft, in der sich ewige Worte wie Liebe und Familie als Illusionen erweisen

von Monzó's Helden – lassen wir dieses Wort ruhig stehen – beinhalten eine solch absurde Simplizität. »Es war einer jener traurigen Abende, an denen man nicht weiß, was man mit sich anfangen soll, und sich schließlich an den Alltagskram klammert, wie Blumen gießen, Bücher auf dem obersten Regalbrett abstauben, Fingernägel schneiden ...«, heißt es in *Über die Wankelmütigkeit des menschlichen Geistes*. Diese alltägliche Fadheit bewegt einen Mann dazu, ausgeschnittene

Buchstaben aufzuessen, dann ganze Worte, bis er merkt, dass ihn diese sättigten. Abwechslung verschafft er sich mal mit Serifenschriften, mal mit kyrillischen Buchstaben. Allmählich aber nimmt dieses bescheidene, doch wankelmütige Glück ein Ende, »gottlob« aber spürt der Mann schon »ein wachsendes Interesse an Miniaturschiffen«. Nichts weiter.

So und ähnlich funktionieren Monzó's Erzählungen. Ein nichtswürdiges Ereignis verändert einen nichtswürdigen Alltag: »Was es drüber hinaus geben soll, weiß ich nicht«, steht an anderer Stelle. Auf immer wieder verblüffende Weise erzählt Monzó vom Leben in seinen grotesk trivialen Dimensionen, wenn sich Phantasie und Wirklichkeit in die Quere kommen und einander kurzschließen. Was soll's, wenn vier Herumhänger anstatt der Bank die Fleischerei daneben überfallen (*Underworld*). Mit einem Gelächter bitten sie um Entschuldigung und fahren wieder nach Hause. Morgen ist auch noch ein Tag, zuerst gibt es Pommes und Omelette mit Artischocken.

Unausgesprochen steht am Ende solcher Geschichten ein Beckett'sches »Es bleibt nichts mehr zu sagen«. Monzó bleibt seinem lakonischen Stil unerschütterlich treu und verbeißt sich das Lachen hinter einer ernüchternden Nüchternheit. Er ist ein sehr genauer Beobachter. Was sich ungerührt lustig anhört, ist es im Grunde natürlich nicht. Hinter den Marotten verbergen sich Melodramen von bizarrer Rätselhaftigkeit, die sich in der Sammlung von hundert Geschichten zu einem närrischen, grotesken Trauerzug formieren, der durchsetzt ist mit brillanten, schillernden Kostbarkeiten. Beispielsweise *Gegen halb eins*. In einem nächtlichen Telefon-Dialog versuchen ein Mann und eine Frau ihre Beziehung zu klären, werden dabei aber immer wieder von ihren Ehepartnern gestört. Spontan weichen sie auf unverfängliche Sätze aus. Von wunderbar trister Komik ist auch die Erzählung *Mein Bruder*, der an einem Weihnachtstag beim Mittagessen unversehens stirbt. Doch die Familie ist nicht bereit, diesen Tod an diesem Tag einfach so hinzunehmen, weshalb sie darüber hinweg geht und so tut, als ob der Junge noch lebe. »Mir scheint, du hast zu viel getrunken, Toni«, mahnt der Vater. Der Ich-Erzähler bringt den Toten zu Bett. Anderntags nimmt er ihn wieder auf, nach den Ferien bringt er ihn zur Schule: Toni war schon immer ein schweigsames Kind. So ergibt sich ein »kompliziertes gemeinsames Leben«. Der Erzähler kümmert sich nur noch um seinen Bruder und opfert sich für die Illusion seiner Eltern – eine heroische Aufgabe, die ihm wenigstens erspart, wie er sagt, »mich auf Menschen einzulassen, und wirklich ich selbst sein zu müssen«.

Monzó zeichnet – am kompaktesten vielleicht im Zyklus *Guadalajara* – das Bild einer zersprengten Gesellschaft, in der sich ewige Werte wie Liebe und Familie als Illusionen erweisen, die bloß noch rituell beschworen werden. Zwar eifern ihnen seine Helden und Antihelden beflissen nach, doch mit einer arglosen Illusionslosigkeit, die Monzó's Stempel trägt. Hin und wieder beruhigen sie sich selbst im vergeblichen Versuch, »das Unvermeidliche zu vermeiden«. Um zu wahren Glück zu finden, erweisen sie sich meist aber »als Strategen von niedrigem Niveau«, wie es in einer frühen Geschichte heißt.

Mit zu diesen Helden gehört unweigerlich auch der Dichter Borrell, der mit seinem schmalen Erstling *Die Aktentasche* auf Anhieb zu höchsten Ehren gelangt ist. Er wird darob so sehr in die Pflicht genommen, dass er kaum mehr zum Dichten kommt. Es war wie ein Komplott, »um ihn vom Schreiben abzuhalten«. Als ihm schließlich mit 70, längst wird er als verblasster Bluffer gehandelt, auf dem Sterbebett nochmals eine Geschichte gelingt, gelangt diese über die Krankenschwester zu ihrem Liebhaber, der sie leicht umformuliert gleich in seinen neuen Erzählband mit aufnimmt.

Borrell und Monzó unterscheiden sich mit Entschiedenheit, trotz ihres gemeinsamen Berufes. Allein die Fülle des Werks markiert die Differenz. So brauchen wir um Quim Monzó glücklicherweise keine Angst zu haben. Als Geschichtenerzähler ist er ein Stratege von allerhöchstem Niveau.

Quim Monzó: *100 Geschichten*. Aus dem Katalanischen von Monika Lübecke. Frankfurter Verlagsanstalt, Frankfurt 2007. 794 S., 25 €

Webseiten: <http://www.monzo.info>
<http://www.uoc.edu/lltra/noms/qmonzo/index.html>
(Porträt von Manel Ollé)

Ellen Spielmann

In der Bar, vor der Bar

GEGENMODELL ■ Der katalanische Autor Josep Pla schreibt gegen die Ästhetik des Erhabenen

Um den Schriftsteller und Journalisten Josep Pla, der mit Mercè Rodoreda und dem in Aragon geborenen Jesús Moncada das funkelnde Dreigestirn katalanischer Literatur des 20. Jahrhunderts bildet, kursieren besonders viele Anekdoten. Eine wenig schmeichelhafte Geschichte berichtet von seiner negativen Rolle als Jurymitglied: die junge, im schweizerischen Exil lebende Mercè Rodoreda erhielt dank Plas Veto einen verdienten Literaturpreis nicht. Anekdoten dieser Art, vermischt mit von Pla selbst in Zirkulation gebrachten Selbstporträts – das Ganze vor dem Hintergrund turbulenter Zeiten des Umbruchs und Bürgerkriegs (1936-39) sowie der Diktaturen (1923-1930; 1939-1975), während der vieles hinter verschlossenen Türen und im Exil, also außerhalb des Landes, geschah oder verhandelt wurde – lassen Pla als besonders schillernde Figur erscheinen.

Josep Pla wurde 1897 im katalanischen Hafenstädtchen Palafrugell, 80 Kilometer von der französischen Grenze, geboren. Nach dem Jurastudium in Barcelona ging er als frisch gebackener Journalist 1920 nach Paris, dann nach Madrid. Es folgten Aufenthalte in Genua und Berlin, wo er als Auslandskorrespondent den Aufstieg Mussolinis und Hitlers sowie die Wirkung der Inflation erlebte. 1925 veröffentlichte Pla sein erstes Buch, *Dinge, die ich gesehen habe*: Landschaftsbeschreibungen, Reisebilder, Kommentare zur Zeitgeschichte.

Die Jahre der zweiten Republik (1931-36) verbringt Pla, durch Reisen unterbrochen, in Madrid. Aus seiner politisch konservativen Haltung heraus und der geringen Sympathie für die Republikaner verlässt er Spanien mit Ausbruch des Bürgerkriegs, geht nach Frankreich. Dort soll er über einen kurzen Zeitraum für die Franco-Seite spioniert haben. Sein Valencianischer Kollege Joan Fuster meint: »Während des Spanischen Bürgerkriegs schlug sich Pla auf die Seite der Franco-Anhänger, und ich fürchte, er tat dies einzig und allein aus Angst, dem revolutionären Trauma könnte das Privateigentum zum Opfer fallen«. 1939 geht er zurück nach Barcelona. Sein *Reiseführer für die Costa Brava* (1941) erscheint auf Spanisch, da Katalanisch seit 1936 vom Franco-Regime verboten ist.

Pla veröffentlicht Erzählungen, Reportagen zur Zeitgeschichte, Chroniken, Essays mit anthropologischem Einschlag, die regionale Sitten und Gebräuche beschreiben. Zum Herzstück seines umfangreichen Werks – es umfasst 47 Bände – zählen biografische Essays berühmter Katalanen wie Salvador Dalí und Antonio Gaudí, aber auch Weltautoren wie Dostojewski.

Vielleicht lässt sich Plas Werk als Versuch interpretieren ein Gegenmodell zu den in der Literatur vorherrschenden Ideen des Erhabenen, der Transzendenz zu entwickeln. Sein Schreiben setzt auf die Materialität des Lebens, die Einfachheit und Banalität der menschlichen Existenz. Ihn interessieren »die Naturwissenschaft viel mehr als die Metaphysik und Theologie«, bemerkt er. Pla forderte für seine Prosa strenge Kriterien, sie müsse: »Ökonomie und Geometrie in den Dienst einer Prosa stellen, die den Verzicht auf Emphe, ja den Verzicht überhaupt zu ihrem Leitfadern macht«.

Dank seines überragenden schriftstellerischen Könnens behalten heute angestaubte wirkende Themen – wie ländliches vs. städtisches Lebens respektive des hierarchischen Verhältnisses zwischen Fischern, Bauern und studierten, rhetorisch hochtrabenden Bürgern – ihre Spannung und ihren Glanz. Mit Ironie, situativem Witz, seiner Kunst, Wirklichkeit äußerst lebendig zu erfassen, vermag er selbst heute noch Interesse für das vor 100 Jahren gelebte Leben in der katalanischen Provinz zu wecken. Das gilt sowohl für *Das graue Heft*, Plas Tagebuch 1918/19 (1966), als auch für den Roman *Enge Straßen* (1951), die beide nun auf Deutsch vorliegen.

Das Tagebuch beginnt am 8. März 1918, als Pla seinen 21. Geburtstag feiert. Es ist die Zeit der Spanischen Grippe, die Universität in Barcelona hat geschlossen, und Pla wohnt wieder bei der Familie in Palafrugell. Die Tagebuchaufzeichnungen enden am 15. November 1919, als der junge Journalist das Angebot, als Korrespondent in Paris zu arbeiten, angenommen hat und die letzten Reisevorbereitungen trifft. Die Tagebucheinträge 1918-19 versammeln Beobachtungen, Porträts, Selbstreflexionen, Erinnerungen, die in Wirklichkeit aus dem weitaus größeren Zeitraum – 1918 bis 1965 – stam-

men. Wie der Romanist und Übersetzer Eberhard Geisler im Nachwort klar stellt, handelt es sich bei dem Tagebuch um autobiographische Memoiren. Wesentliche Teile wurden erst 1939-41 verfasst und der Gesamttext (die deutsche Ausgabe bildet eine Auswahl) 1965 überarbeitet. Textpassagen aus Erzählungen und Chroniken der zwanziger Jahre tauchen in leicht veränderter Form wieder auf. Gerade die Verknüpfung von wiederholter Erzähltem, Fiktivem und Biographischem übt den besonderen Reiz des *Grauen Hefts* aus.

Pla's Heimatort Palafrugell verbirgt sich auch hinter Torrelles, dem Ort der Handlung des Romans *Enge Straße*. Roman aus der katalanischen Provinz. Eigentlich besteht der Roman aus einer Aneinanderreihung von Erzählungen. Die Ankunft des neuen Tierarztes in Torrelles erlaubt es, den Ort und seine Umgebung, Topographie und Geschichte, seine Bewohner mit Distanz – mit den Augen des Zugereisten – zu beschreiben. Das Provinzstädtchen lebt und erfindet sich selbst im Klatsch und Tratsch der lebenserfahrenen Köchin Francisqueta, die alles über Liebesleben, Ehekrähe, Besitzverhältnisse, Erbschaften, Schicksalsschläge der Bewohner zu berichten und zu kommentieren weiß.

Der Leser erfährt vom sommerlichen Ritual des StraÙe-Wässerns. Trotz Wasserknappheit geht der Barbesitzer einem inneren Bedürfnis nach, malt zur Freude seiner Kunden kunstvoll Rauten und Rhomben auf den Boden. Die Barbesuche führen darüber hinaus zu der definitiven Gewissheit über die Banalität des Lebens: »Eines Tages wird ein Mann dich fragen: »Und was haben Sie heute zu Mittag gegessen?« und das wird in all den Jahren deines Lebens definitiv der größte Einschnitt sein. In der Bar oder vor der Bar«, monologisiert der Tierarzt. Pla liefert eine grandiosen, ironischen Porträt Palafrugells über das er an anderer Stelle urteilt: »Ich finde es großartig, in einem Städtchen geboren zu sein, das keinen Erlöser, keinen Sammler entlegener Erfindungen, keinen Prediger mit Stentorstimme hervorgebracht hat. Das gibt mir ein Gefühl von Leichtigkeit und Freiheit«.

Das glücklichste Händchen bei der Wahl und Übersetzung Plas zeigt Heinrich von Behrenbergs Verlag mit dem Erzählband: *Der Untergang der Cala Galiota. Geschichten vom Meer*. Die Erzählungen wurden in katalanischer Anfang der fünfziger Jahre publiziert. Plas Repertoire – Reisebilder, Landschaftsbeschreibung, Porträts, Zeitchronik – entfaltet sich hier in genauen Beschreibungen der Topographie und der Menschen seiner Heimatregion. In die mediterrane Idylle der Costa Brava, die heute nostalgische Gefühle auslöst, brechen unverhofft Schiffunglücke, Zeichen des Krieges, das Exil ein. In *Eine gescheiterte Reise*, einer der drei Erzählungen, tritt ein ungleiches Gespann Ende des Ersten Weltkriegs eine Segelreise an. Sebastia Puig, genannt Hermós, Fischer, Schiffer, Jäger, Koch, treibt der dringliche Wunsch, endlich nach vier Jahren Krieg seine Verwandten auf der französischen Seite zu besuchen. Sein junger Freund, der Ich-Erzähler aus Palafrugell, begleitet ihn und schreibt Tagebuch.

Fasziniert von der Wirkung des Meeres notiert er am 6. Oktober 1918: »In manchen Augenblicken ist das Meer so großartig, so angenehm, so der Fülle des Menschseins verbunden, dass wir gern dem Wind widerstehen und uns alle anderen Dinge winzig vornehmen. Ich beneidete Hermós zutiefst. Ihn interessierte nichts, was nicht mit dem Meer zusammenhing. Ich war so viel jünger als er, im Vollbesitz meiner Kräfte, und doch bloß ein schäbiger Literat, ein starrköpfiger, versponnener Caféhausgast. Hermós machte Feuer. Ein oder zwei Stunden bevor ich aufgewacht war, hatte er schon Meeresjunker und in allen Farben schillernde Zackenbarsche geangelt. Die sollten nun auf den Grill kommen, um sich in die köstlichsten und schmackhaftesten Gerichte unserer Landesküche zu verwandeln.« Die Herbststürme schlagen den Freunden ein Schnippchen, unverrichteter Dinge schippern sie aus französischen Gewässern zurück in den heimatischen Hafen. Josep Pla starb 1981 in Llofriu.

Josep Pla: *Enge Straße*. Roman aus der katalanischen Provinz. Aus dem Katalanischen von Kirsten Brandt. Ammann, Zürich 2007. 282 S., 22,90 €

Josep Pla: *Der Untergang der Cala Galiota: Geschichten vom Meer*. Aus dem Katalanischen von Theres Moser. Berenberg, Berlin 2007. 192 S., 19 €

Josep Pla: *Das graue Heft*. Tagebuch. Aus dem Katalanischen von Eberhard Geisler. Suhrkamp, Frankfurt am Main 2007. 249 S., 14,80 €

www.fischerverlage.de

»Eine wütende Kriegserklärung. Ein spektakulärer Triumph.«

JOHN CUSACK

Ob in Afghanistan nach der Invasion, ob in Sri Lanka nach dem Tsunami: Während die Menschen noch gelähmt von der Katastrophe sind, werden sie einer weiteren, diesmal ökonomischen »Schock-Behandlung« unterzogen. Naomi Klein zeigt, wie mit jeder neuen Katastrophe Wirtschaft und Politik des Westens die Welt neu unter sich aufteilen.

Ein Buch von S. FISCHER



Aus dem Englischen von H. Schickel, M. Bischoff und K. H. Sier, 768 Seiten, gebunden, € 22,90 (D)



HIER SPRICHT RADIO PMR
NACHRICHTEN AUS TRANSNISTRIEN

Michael Braun

Lichtausbrüche in den Augen

TRAUMARCHITEKTUR ■ Katalanische Lyrik bei Pere Gimferrer, Salvador Espriu und Joan Margarit

Unter modernen Dichtern grassiert mitunter eine narzisstische Unart: die Manier der eitlen Selbstbezüglichkeit, mit der man sich der Zugehörigkeit zur lyrischen Avantgarde versichert. Dazu ruft man eine höhere lyrische Autorität an, um sich mittels kostbarer, weil entlegener Zitate anschmiegen zu können. Ein solches Prunkzitat des amerikanischen Lyrikers Wallace Stevens hat auch der katalanische Lyriker Pere Gimferrer seinem Gedichtband *Die Spiegel* vorangestellt: »Poetry ist the subject of the poem.« Dass Poesie immer nur auf vorangegangene Poesie rekurriert, dass sich Gedichte nur als meta-poetische Reflexion und als Überschreibung der lyrischen Altvorderen konstituieren – diese als hochreflektierte Weisheit kaschierte Banalität trägt nicht weit.

Und auch Gimferrer weiß sehr genau, dass die theoretisierenden Sätzen, die er in seine Gedichte einstreut, nur als Koketterien haltbar sind: »Die Dichtung ist jetzt unpersönlich«, notiert er an einer Stelle und weist auf »die Kälte der Aussage«, um schließlich zu resümieren: »Die Worte sind nicht. Sie bezeichnen. / Keine wundertätige Macht.« So lauten eben die Standards aus dem Museum der modernen Poesie. Es kennzeichnet die poetische Raffinesse Gimferrers, dass er diese Selbstbescheidung kunstvoll unterläuft und im zweiten Teil seines außerordentlichen Gedichtbuchs just das zuvor Verleugnete zelebriert: nämlich die »wundertätige Macht« des poetischen Wortes.

Unter den katalanischen Dichtern, die anlässlich des Buchmessen-Schwerpunkts endlich einen deutschen Verleger gefunden haben, ist der 1945 geborene Gimferrer sicherlich der konsequenteste und radikalste Modernist. Mit den Titeln seiner Gedichtbände

Der Spiegel und *Der öde Raum* signalisiert er etwas plakativ seine Begeisterung für die puristische Strenge des französischen Erz-Modernisten Stéphane Mallarmé. Aber es gelingt ihm, sich von den Dogmen seines Vorbilds zu lösen und den »öden Raum« zu einer bizarren Traumarchitektur auszuweiten.

Gimferrers Gedichte haben etwas von der Art eines schweren Traums – sie wirbeln Phantasmagorien auf in buntestem Durcheinander, verknüpfen Nachtgesichte mit hellen Visionen des Unglücks und locken ihre Leser in Labyrinth ohne rettenden Ausgang. So wird das lange Gedicht *Der öde Raum* zu einer Hadeswanderung voll düsterer Bilder. Das lyrische Subjekt schlüpft in die Maske eines Opferpriesters, der eine Frau rituell tötet oder ergreift die Flucht vor einem »schwarzen Mann«, der als Todesbote mit »eiserner Hand« an die Tür klopft. In einem anderen Kapitel wiederum imaginiert das Ich in pathetisch flackernden Bildern einen außergewöhnlichen Liebesakt. Die »Lichtausbrüche in den Augen« ermöglichen im »öden Raum« den »anderen Zustand« der entgrenzten Wahrnehmung: Die Sonne / verflüssigt sich, eine Untergangs- und Nebelsonne, / halb gefroren, scheuert die lebendige Haut des Abends auf. / Eine Sonne der Wahrsager, die dahinziehen mit Lichtern / aus Milzöl und aus Kalbsblutöl: Lavendel / und Rosmarin, das Gras des Maulwurfs, / das uns erblinden lässt, um eine tiefere Sonne zu sehen, und das Zähneknirschen / und die Helligkeit des Maulwurfs, der jetzt die Sonne zernagt auf / dem Grund der Augen.

In dem artifiziellen poetischen Kosmos Gimferrers finden sich kaum noch Motive, die von den geschichtlichen Erschütterungen der Franco-Ära zeugen. Damit verkörpert sein Werk den absoluten Ausnahmefall in der katalanischen Dichtkunst.

Ganz anders dagegen der Gründervater und Säulenheilige der katalanischen Moderne, der Dichter Salvador Espriu (1913-1985). Der zentrale Ort seiner Inspiration und poetischen Bildgebung ist zeit seines Lebens ein kleines Fischerstädtchen an der Mittelmeerküste geblieben, etwa 80 Kilometer nördlich von Barcelona. Das geliebte Avenys de Mar blieb für den Dichter stets das »ideale Vaterland«, der Friedhof des Ortes erwies sich als Produktionsstätte seiner poetischen Einbildungskraft. In gleich zwei seiner insgesamt zehn Gedichtbände hat Espriu seinen Sehnsuchtsort in anagrammatischer Verschiebung zum lyrischen Schauplatz »Siner« erhoben. In *Cementiri de Siner* (»Friedhof von Siner«) von 1946 und *Libre de Siner* (»Buch von Siner«) von 1963 hat er nicht nur die landschaftlichen Besonderheiten des katalanischen Hinterlandes – ausgetrocknete Bäche und Flüsse, Seewind, Bäume und Gärten – besungen, sondern immer auch die Existenzialien eines Menschenlebens in der Abgeschiedenheit der Provinz.

In Katalonien wurde Espriu, der im Brotberuf als Notar arbeitete, zum Volkshelden, als er sich nach 1960 sich immer stärker einer Poesie des »Engagements« zuwandte und sich der schöpferischen Rettung der katalanischen Sprache verschrieb. Während der Franco-Diktatur war das Katalanische zum »befremdenden Dialekt« degradiert und als Amtssprache verboten worden. Esprius Poesie repräsentierte dagegen den poetischen Glanz des Katalanischen – wobei der größte Teil seines Werks das explizit Politische abweist und stattdessen metaphysische Meditationen und elegische Betrachtungen zur Vergänglichkeit ins Zentrum stellt.

Es gehört zu den traurigsten Kapiteln der europäischen Literaturgeschichte, dass der

Weltpoet Espriu, der wichtigste katalanische Schriftsteller des 20. Jahrhunderts, außerhalb seiner Heimat fast gänzlich ignoriert worden ist. In Deutschland bemüht sich der Übersetzer Fritz Vogelsgang seit fast 30 Jahren mit nicht nachlassender Leidenschaft um das Werk Esprius. In den achtziger Jahren hatte er den Frankfurter Vervuert Verlag zu zwei Espriu-Publikationen bewegen können.

Dann kam lange nichts mehr. 1991 legte dann Axel Sanjosé, der Übersetzer Pere Gimferrers, in einem Heft der Literaturzeitschrift *Sirene* einige exemplarische Espriu-Übersetzungen vor. Nun hat Vogelsgang mit Hilfe des Ammann Verlags seine poetische Pionierarbeit vollendet: Das lyrische Gesamtwerk Esprius wird in einer zweisprachigen Ausgabe und mit einem umfangreichen Kommentarteil präsentiert. So viel Entdeckerwucht und verlegerische Risikobereitschaft hat es lange nicht mehr gegeben. Wer sich dazu noch das Vergnügen leistet, die Espriu-Übertragungen Vogelsgangs und Sanjosés zu vergleichen, dem fallen enorme Abweichungen im Ton und im Sprachgestus auf. Wo Vogelsgang eine emphatische und romantisierende Sprechweise favorisiert, da interpretiert Sanjosé seinen Espriu als kargen und schnoddrig-ironischen Lakoniker. Dass ein Dichter so unterschiedliche Lesarten provoziert, schmälert seine Faszinationskraft nicht, im Gegenteil.

»Meditation über den Tod« hat Espriu als das Grundmotiv seines Schreibens benannt. In dieser motivischen Obsession hat ihn der 1938 geborene Joan Margarit beerbt, der seine Gedichte ursprünglich in Spanisch schrieb, bevor er 1978 das Katalanische zu seiner Dichtersprache erkor. Die Stuttgarter Edition Delta, der wir einige schöne Übersetzungen iberoamerikanischer Literatur verdanken, hat nun ein herzerreißendes Requiem Joan Margarits auf seine Tochter Joana vorgelegt. Margarits Tochter litt an einer schweren körperlichen Behinderung und starb nach langer Pflege im Alter von 30 Jahren. Nun vergegenwärtigt der traumatisierte Dichter die letzten Augenblicke ihres dahinschwindenden Lebens. Es ist ein bewegendes Exerzitium der Trauer: Um den Schmerz zu ertragen, versucht sich Margarits Ich in nüchternen Selbsterkundung, probiert allerlei Stilmasken des elegischen Sprechens aus, bis es doch von der furchtbaren Erfahrung des Verlusts überwältigt wird. Poesie kann den Tod aufhalten, aber nicht besiegen. Was bleibt, ist eine paradoxe Pointe: »dies ist der Trost: es wird keine größere / Verlassenheit mehr geben als meine.«

Pere Gimferrer: *Die Spiegel. Der öde Raum*. Zweisprachige Ausgabe. Aus dem Katalanischen von Axel Sanjosé. Hanser, München 2007, 142 S., 14,90 €

Salvador Espriu: *Obra Poètica – Das lyrische Werk*. Katalanisch und deutsch. Aus dem Katalanischen von Fritz Vogelsgang. 3 Bände im Schuber. Ammann, Zürich 2007, 800 S., 34,90 €

Joan Margarit: *Joana und andere Gedichte*. Zweisprachige Ausgabe. Edition Delta, Stuttgart 2007, 176 S., 17,50 €



Karl-Heinz Dellwo : DAS PROJEKTIL SIND WIR
Karl-Heinz Dellwo war als Mitglied der RAF insgesamt 21 Jahre im Gefängnis. Im Gespräch mit Tina Petersen und Christoph Twickel berichtet er über seinen Weg in den bewaffneten Kampf und seine Zeit im Gefängnis. Broschiert, € 14,90



Horst Stowasser : ANARCHIE! Idee. Geschichte. Perspektiven
Von der Utopie einer freien Gesellschaft emanzipierter Menschen. Eine umfassende Einführung in die schillernde Ideenwelt und Geschichte des Anarchismus. 2. Auflage. Broschiert, illustriert, € 24,90



Yehudit Kirstein Keshet : CHECKPOINT WATCH
Ermutigung zum Widerspruch – Zeugnisse israelischer Frauen gegen die Besatzungspolitik in Palästina. »Das Verdienst von Checkpoint Watch ist es, Israel all die erschreckenden Details vor Augen zu führen, die viele lieber ignorieren möchten.« Amira Hass Broschiert, illustriert, € 18,00

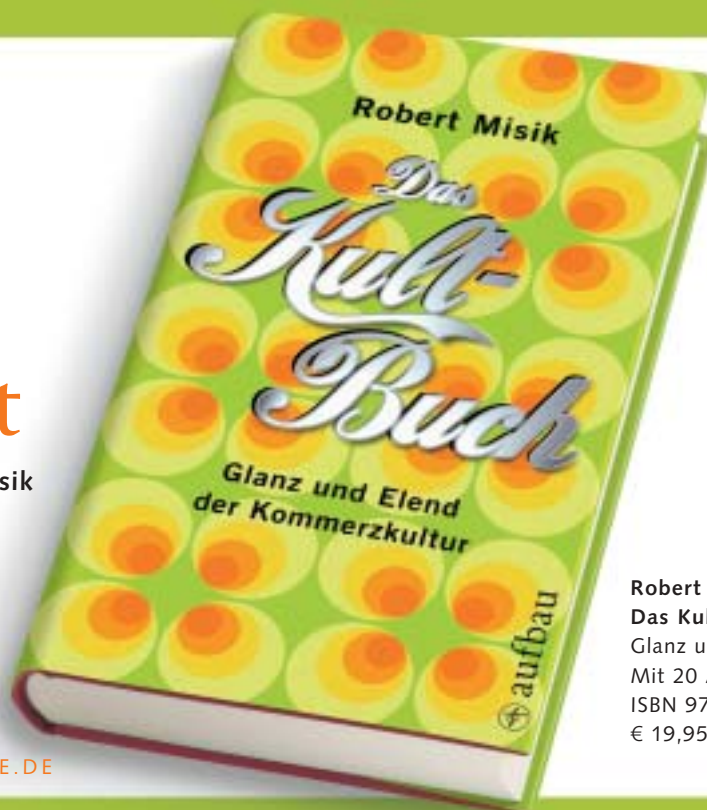


REBELLISCHES BARCELONA
Eine lebendige Sozial- und Kulturgeschichte der katalanischen Metropole. Ein Stadtführer durch das Barcelona der Hausbesetzer, Streikenden und Revolutionäre. Kundig führen die Autoren durch die rebellische Geschichte einer faszinierenden Stadt. Broschiert, illustriert, € 19,90

Beweglich im Büchermeer Edition Nautilus
In jeder gutsortierten Buchhandlung | Mehr zum Programm : www.edition-nautilus.de

Kommerz, Kultur und Kult

Mit Witz, Ironie und Überzeugungskraft schildert Robert Misik die neue Symbiose von Business und Kultur im Lifestyle-Kapitalismus von heute.



Robert Misik
Das Kult-Buch
Glanz und Elend der Kommerzkultur
Mit 20 Abb. 199 S. Geb.
ISBN 978-3-351-02651-6
€ 19,95

JETZT IM BUCHHANDEL ODER UNTER WWW.AUFBAUVERLAGSGRUPPE.DE

aufbau 
AUFBAU VERLAGSGRUPPE

Mario Scalla

Widerhall des Krieges

REALISMUS ■ *Mercè Rodoredas Romane »Auf der Placa del Diamant« und »Weil Krieg ist« beschreiben kunstvoll das einfache Leben*

Auf der Placa del Diamant ist ein außergewöhnlicher Roman. Ob er, wie häufig zu lesen, als einer der besten der katalanischen Literatur gelten kann, werden international nur wenige Experten beurteilen können, nur dürften die sich vermutlich wenig mit Beurteilungen und Etikettierungen dieser Art beschäftigen. Der Roman, in katalanischer Sprache geschrieben und mittlerweile in über zwanzig Sprachen übersetzt, wird überdies als eine der besten Beschreibungen des Spanischen Bürgerkriegs apostrophiert. Das ist eine interessante Behauptung, denn dieser Krieg kommt im Buch nicht unmittelbar vor. Es ist in einer Region Barcelonas angesiedelt, die heute als Bohémien gilt, zur Zeit des Bürgerkriegs, in der dieser Roman spielt, jedoch mit ihren engen Gassen und vielen, kleinen Wohnungen einen sehr dörflichen Charakter besaß.

Von den Handlungen an der Front, den Schlachten und Kämpfen, den Auseinandersetzungen innerhalb der spanischen Linken, wird nichts erzählt. Die Soldaten kommen und gehen, überleben oder sterben. Registriert wird der Widerhall – vor allem in der Ich-Erzählerin, Colometa, einer Frau, die aus einfachen Verhältnissen stammt, keinerlei politische Ambitionen hegt, und in ihrem Viertel, mit einem Mann, zwei Kindern, wenigen Freunden lebt.

Der Roman folgt ihren Lebensstationen – mit Heirat, den plötzlichen Veränderungen durch den Bürgerkrieg, Tod des Mannes, bitterer Armut. Zwischen diesen Etappen liegt herzzerreißendes Leid. Colometa muss ihren Sohn in ein Heim abgeben, weil es an Nahrungsmitteln fehlt. Nach dem Bürgerkrieg verschlimmert sich die Lage weiter, und sie steht kurz davor, die Familie durch Salzsäure umzubringen, als etwas Glück in Gestalt eines kriegsbedingt impotenten Kleinwarenhändlers, der gleichwohl eine Familie haben möchte, das Leben in nicht glückliche, aber auskömmliche und zivile Bahnen lenkt.

Diese Episoden sind klar, eindringlich geschrieben. Mercè Rodoreda schreibt hier einen einfachen, schnörkellosen Stil, der kunstvoll ist und dennoch wirkt, als könnte er die Sprache, die Gedanken einer nicht literarisch gebildeten Frau wiedergeben. Tatsächlich wäre die Annahme plausibel, dass die Erzählerin Colometa nie in ihrem Leben ein Buch in die Hand genommen hätte. Bewundernswert ist folglich die Kunstfertigkeit der Autorin, diesen Eindruck zu erwecken; denn Rodoreda ist natürlich eine belesene Frau.

In Barcelona 1908 geboren, veröffentlichte sie ab 1932 erste literarische Arbeiten und arbeitete noch in den ersten Tagen des Bürgerkriegs sowohl im Propaganda-Kommissariat der katalanischen Regierung wie im katalanischen Literaturinstitut. Ende der dreißiger Jahre ging sie wie viele Intellektuelle ins Exil, zuerst nach Paris und Bordeaux, ehe sie sich in der Nähe von Genf niederließ. Kurz nachdem sie *Auf der Placa del Diamant* geschrieben hatte, kehrte sie nach Katalonien zurück und beendete Anfang der sechziger Jahre eine mehr als zwanzigjährige Zeit der Schreibeskese.

Rodoreda führte ein von Politik und Krieg geprägtes und geprüftes Leben, und dennoch ist die Hauptfigur ihres berühmtesten Romans eine denkbar unpolitische Erscheinung – ein Umstand, der in den sechziger Jahren, als der Diktator Franco noch frei von allen Problemen regierte, dem literarischen Erfolg nicht abträglich war. Aber es wäre verfehlt, der Autorin dies vorzuwerfen, und das nicht nur, weil *Auf der Placa del Diamant* ein qualitativ hoch stehender Roman ist, dessen formale und stilistische Kunstfertigkeit überzeugt. Die Autorin hat auch nicht nur das Leben einer einfachen Frau beschrieben, die Krieg und Faschismus leidend erfährt. Vielmehr versteht es Rodoreda geschickt, die Ungeheuerlichkeiten, die Zumutungen, die in der kleinen Alltagswelt versteckt sind und als Widerhall der großen Politik verstanden wer-

den können, zur Sprache zu bringen. Kurz nachdem die Erzählerin Colometa heiratet, findet in der Kirche das Fest der Palmweihe statt. Auf der Straße sind Jungen mit Palmwedeln, Mädchen mit kleinen Palmzweigen unterwegs, andere tragen hölzerne Keulen und schlagen damit Juden tot und es ist ein Mordsradau. Das Grauen steckt im Volksfest, wird in einer Sprache ausgedrückt, die unaufdringlich aus den kleinen Zimmern der Vorstadt hervorkommt.

Wenig später heiratet Colometa ihren Quimet. Sie wird schwanger, was der glückliche Vater mit den Worten kommentiert, endlich sei seine Frau »trächtig« geworden. Nach der Geburt des zweiten Kindes hält er es für eine blendende Idee, in der heimischen Wohnung mit einer ausgedehnten Taubenzucht zu beginnen, und seine Frau muss die trüben Resultate verwalten.

Es geht nicht darum, den südländischen Machismo zu verstehen – es gibt wirklich sinnvollere Unternehmungen. Aber wer sich dafür interessiert, wie und warum er funktioniert und Frauen zur Duldung bewegt werden können, kann hier einiges genauer nachlesen. Der Realismus dieser Beschreibungen besteht nicht nur darin, darzulegen wie schlimm es doch steht. Das Geheimnis dieses Romans liegt in etwas anderem. Stets schimmert durch die Zeilen die Möglichkeit eines anderen Lebens. Unverständnis stellt sich ein. Warum ist es so, wie es ist, es wäre doch schön und nicht einmal schwierig, anders zu leben? Dieser Gedanke ist hier von tückischer Naivität, denn die Sehnsucht nach Alternativen lauert beständig auf den Buchseiten, und das nicht nur, wenn es um profane alltägliche Dinge geht. Genauso verhält es sich mit Machismo, Krieg, Passivität.

Ein literarisches Projekt wie dieses kann leicht als naiver Humanismus kritisiert werden. Auf Rodoredas späte Bücher trifft der Vorwurf durchaus zu. Auf den Roman *Auf der Placa del Diamant* angewandt, griffe er aber zu kurz. Dafür ist der Roman zu komplex und bei aller Einfachheit der Erzählung zu vielschichtig. Das Thema des Bürgerkriegs nahm die Autorin in den nachfolgenden Büchern auf, vor allem in *Weil es Krieg ist*, einem Roman aus dem Jahr 1980, der jetzt wieder neu erscheint.

Auch hier gibt es eine durchgehende Handlung, einen Ich-Erzähler, den Spanischen Bürgerkrieg als Thema. Doch bereits die Kapiteinteilungen – und Überschriften markieren einen wesentlichen Unterschied. Sie lauten zum Beispiel »XX Die Frau mit dem Kanarienvogel«, oder »XLII Der Zorn«. Die insgesamt 63 Kapitel sind relativ kurz und können als eigenständige, bedeutungstragende Texte gelesen werden. Der Symbolismus in diesen Beschreibungen ist unverkennbar. Auch in diesem Roman finden sich große Szenen, in einer suggestiven, aber schon durchscheinenden und sphärischen, von wehmütigen Seufzern durchzogenen Sprache. Die Bodenhaftigkeit fehlt, dazu das Gleichgewicht von Stil, Komposition und konkreter sozialer Thematik, das den früheren Roman noch ausgezeichnete hatte.

Mercè Rodoreda, *Auf der Placa del Diamant*. Roman. Aus dem Katalanischen von Hans Weiss. Mit einem Nachwort von Gabriel Garcia Marquez. Suhrkamp-Taschenbuch, Frankfurt am Main 2007, 251 S., 8,50 €

Mercè Rodoreda: *Weil Krieg ist*. Roman. Aus dem Katalanischen von Angelika Maas. Suhrkamp, Frankfurt am Main 2007, 178 S., 18,80 €

Steffen Vogel

Auf den Kopf stellen

KOMPENDIUM ■ *»Rebellisches Barcelona« ist alternativer Reiseführer und Lesebuch zur Sozialgeschichte der Stadt mit dem Beinamen Feuerrose*

Europas coolste Städte« kürte vor einigen Wochen ein deutsches Nachrichtenmagazin. Mit von der Partie war erwartungsgemäß Barcelona. Die katalanische Metropole, schreibt der *Spiegel*, lockt nicht nur jährlich Millionen von Touristen, sondern eine »junge professionelle Elite« aus Kunst und Wissenschaft. Für sie richtet die Stadt eigens ein Viertel im Poble Nou, dem ehemaligen Arbeiterbezirk. 22@ heißt das neue Areal; es wird »ein großes Biotop für die kreative Klasse«, meint das Magazin.

Aber Poble Nou bietet mehr als den malerischen Rahmen eines Trendquartiers, wie ein neu erschienener Band *Rebellisches Barcelona* zeigt. Die Arbeit eines Herausgeberkollektivs dient als alternativer Reiseführer wie als Lesebuch einer Sozialgeschichte von unten: In Poble Nou prägten Jahrzehnte lang »utopische und internationalistische Bewegungen« das Bild, deren kulturelles Leben weit über die Grenzen des Viertels hinaus strahlte. Ab 1936 kämpften seine Bewohner besonders engagiert gegen die Putschisten unter Franco, als Revanche ließ der spätere Diktator das Viertel »in Schmutz und Vergessen« untergehen, wie die Herausgeber schreiben. Während der Stadtanierung der achtziger Jahre wurde schließlich ein Großteil der ursprünglichen Bewohner verdrängt, die Mieten stiegen und die begüterten Kreativen zogen nach.

Der Band wirft einen Blick hinter die sprichwörtliche Fassade, indem er die Leidtragenden solcher Aufwertungen sichtbar macht. Nicht nur in Barcelona geraten die Bewohner innerstädtischer Viertel zusehends unter Druck. Die oft weitgehend deindustrialisierten europäischen Städte versuchen einander als attraktive Standorte für profitable Dienstleistungsunternehmen zu übertrumpfen. Den gut verdienenden, polyglotten Angestellten – und den Touristen – soll etwas geboten werden: Herausragende Architektur, vertraute Handelsketten, Wohnungen in City-Lage, eine vielfältige Kulturszene. Die darf ein paar chaotische Tupper im Stadtbild setzen, ansonsten muss dem Hochglanzbild eines sicheren und aufgeräumten Zentrums entsprochen werden. Unordnung, Armut oder dissidente Subkulturen gelten in diesem Szenario schnell als bedrohlich. Dem begegnen die Planer, indem sie den Raum neu ordnen und ihn rund um die Uhr mit Kameras überwachen lassen.

Erfreulicherweise bleibt *Rebellisches Barcelona* nicht beim resignierten Lamento stehen. Der Band erzählt in durchweg gut lesbaren Kurztexthen Geschichten über Menschen, Gruppen und Ereignisse, die die Stadt auf ihre Weise geprägt haben. Etwa die des Lebemanns Arthur Cravan, ein Neffe Oscar Wildes, der 1916 in der Stadt Station macht, bei einem fingierten Boxkampf antritt – dessen astronomische Prämie er mit seinem vermeintlichen Gegner teilt – und wenig später auf dem selben Schiff wie Trotzki nach Mexiko fährt. Auch erfährt man von der Tradi-

tion des Berges Montjuïc, der gleichzeitig als Picknickplatz und Versteck für politisch Verfolgte diente und auf dem noch heute illegale Migranten und Obdachlose leben. Ein paar Seiten weiter wird an den 1919 erfolgreich von Anarchisten initiierten Streik gegen ein kanadisches Stromunternehmen berichtet.

Die Besonderheit des Bandes besteht darin, dass all dies Orten auf dem Stadtplan zugeordnet wird – wer will, kann sowohl die vorübergehende Wohnung des Hochstaplers Cravan aufsuchen als auch den damaligen Sitz der kanadischen Firma. Eingeleitet wird dies mit historischen Abrissen über die Besonderheiten des jeweiligen Viertels.

Historiker mögen den parteiischen Blick bemängeln, doch eine vermeintliche wissenschaftliche Neutralität interessiert die Herausgeber nicht. Sie wollten ein engagiertes Kompendium über das Barcelona von unten schreiben und den in jeder Hinsicht glatten Flyern der Tourismusbehörden ein ungeschöntes Bild über die alltägliche Not, die kreativ macht, und die großen Revolten entgegen setzen. Das ist ihnen mit diesem optisch sehr ansprechenden Band gut gelungen. Dazu trägt maßgeblich die für ein Sachbuch oft sehr lebendige Sprache bei, was nicht zuletzt ein Verdienst des Übersetzers Horst Rosenberger ist. Über gelegentliches Pathos kann man daher hinwegsehen, etwa wenn ein Mitherausgeber »Kapital, Staat, Kirche und Armee« als »Parteiänger des Todes« bezeichnet.

Dieser Furor klingt nicht bloß anarchistisch, die Herausgeber gehören zur libertären Linken. Eingangs würdigen sie fünf prägende Aufstände zwischen 1835 und 1951, wobei sie aus ihrer Sympathie für den revolutionären Umsturz und die Selbstverwaltung keinen Hehl machen. Erfreulicherweise vermeiden sie dabei eine hagiografische Geschichtsschreibung. Weder werden alle Proteste oder Aufstände allein aus dem Wirken anarchistischer Organisationen abgeleitet, noch werden andere Strömungen pauschal abqualifiziert.

Die Anarchisten verhalten Barcelona Anfang des 20. Jahrhunderts zu ihrem Beinamen »rosa de foc« (Feuerrose), eine quasi literarische Umschreibung der häufigen Bombenanschläge. Die sind Geschichte, aber – schreibt der Philosoph Manuel Delgado im Vorwort – noch immer kann die Stadt nicht zur Gänze kontrolliert werden: »Die Machthaber und ihre Stadtplaner betrachten (zuweilen)... ungläubig und entsetzt ihr Scheitern gegenüber einer reinen kollektiven Energie, die jederzeit alles auf den Kopf stellen kann. Unten eine Kraft ohne Macht. Oben eine kraftlose Macht.«

M. Aisa, P. Madrid, D. Marin und andere: *Rebellisches Barcelona*. Vorwort von Manuel Delgado. Aus dem Spanischen von Horst Rosenberger. Edition Nautilus, Hamburg 2007, 288 S., 100 S.-W-Fotos. 19,90 €

Verlag WESTFÄLISCHES DAMPFBOOT

DIE DISKUSSION IST HIERMIT ERÖFFNET!

...sonst gibt es nichts zu sagen



Elmar Altvater/Birgit Mahnkopf

Konkurrenz für das Empire -

Die Europäische Union
in der globalisierten Welt
2007 - ca. 320 S. - ca. € 24,90
ISBN 978-3-89691-652-5

Glob + alisierung+++Arbeitsmärkte+++Europa++++USA+++
Ökonomie++TransnationaleBourgeoisie++Klassen++Finanzmarkt+Kapitalismus++Ausbeutung++
GegenHegemonie+Kritik++Widerstand++++Arbeitsbündnis+++Raumkämpfe++++Empire+++
Imperialismus+++Solidarität+++Krise+++Fixierung++++Asymmetrische Kriege++Menschen
++++Internationalisierung+++Staat+Partei++Gerichtshof+++Öl+++Macht+

www.dampfboot-verlag.de / info@dampfboot-verlag.de

Die Erfindung des Christentums

Nicht Jesus, der im nationalen Widerstand gegen die römischen Besatzer grausam getötet wurde und keinerlei religiöse oder rituelle Neuerungen im Sinn hatte, sondern der Judentum nur oberflächlich verbundene Paulus war der Schöpfer des Christentums – nicht nur organisatorisch, sondern vor allem inhaltlich. Indem er der Hinrichtung eines auch religiös motivierten Widerstandskämpfers eine metaphysisch-kosmische Dimension andichtete und dazu erstmals gnostische und mysterienreligiöse Versatzstücke brillant kombinierte, schuf er den wohl wirksamsten Mythos aller Zeiten.

Hyam Maccoby (1924 – 2004) war einer der angesehensten Talmudphilologen, ausgewiesener Kenner der antiken Geschichte und zuletzt Professor für Judaistik an der Universität Leeds.

»Indem Maccoby die Konstruktion der Opferfigur Jesus durch den »Mythenschmied« Paulus Punkt für Punkt entlarvt, stellt er die in Jahrhunderten zementierten ideologischen Grundfesten der Kirche infrage.«

Lesung und Diskussion mit Fritz Erik Hoevens
Buchmesse Frankfurt – Samstag, 13. Oktober 2007
13 Uhr, Raum »Alliance«, Halle 4.C

Weitere Lesungen: Karlsruher Bücherschau, 1. Dezember 2007
Stuttgarter Buchwochen, 2. Dezember 2007, jeweils 18 Uhr

AHRIMAN-Verlag

Postfach 6569, 79041 Freiburg, Tel: 0761/502303, Fax: 0761/502247

Bestellungen per e-mail: ahriman@t-online.de oder über den Warenkorb auf www.ahriman.com

Barbara Zeizinger



Kuba
Am leichten Ufer des Wassers

Reiseimpressionen
Wiesenburg

ISBN 978-3-939518-46-4 • € 15,80

www.wiesenburgverlag.de

»Eine Geschichte,
in der sich
das Schreckliche
und das Hoffnungsvolle
begegnen.« DIE ZEIT



Euro 22,90 (D) ISBN 978-3-8218-5799-2

Eichborn
www.eichborn.de

Eva Karnofsky

Niemand entkommt der Gewalt

PERSIFLAGE ■ *Albert Sánchez Piñols Science Fiction-Roman »Pandora im Kongo« ist der zweite Teil einer Trilogie über Invasionen von Ungeheuern*

Katalanische Literatur kreist nicht notwendig um die eigene Region oder um die Aufarbeitung des Spanischen Bürgerkriegs und der Franco-Diktatur, sondern wendet sich auch Themen von universellem Interesse zu – dafür sind die beiden Romane von Albert Sánchez Piñol ein Beleg. Bereits Sánchez Piñols Debüt, *Im Rausch der Stille*, trug ihm 2002 nicht nur in Katalonien, sondern in ganz Spanien hohe Auflagen und einen Literaturpreis ein und wurde in etliche Sprachen übersetzt. Sein jetzt auch auf Deutsch vorliegendes, zweites Werk, *Pandora im Kongo*, wurde von der angesehenen spanischen Tageszeitung *El País* als »Roman des Jahres« bezeichnet. Die Kritik verglich den 1965 geborenen Schriftsteller aus Barcelona gar mit Jules Verne und Joseph Conrad. Nicht ganz zu Unrecht, denn wie sie schreibt der Katalane über abenteuerliche Reisen, wie Conrad setzt er sich mit dem Kolonialismus auseinander, und wie Verne widmet er sich der Science Fiction.

Sánchez Piñols großes Thema ist die Eroberung der Erde durch fremde Wesen. In *Im Rausch der Stille* kommen die Citauca – Acuatic, wenn man ihren Namen von hinten liest –, eine Mischung aus Mensch und Frosch, aus dem Wasser. In *Pandora im Kongo* drängen die Tektoner – größer als Menschen, haarlos und kalkweiß – aus dem Erdinneren an die Oberfläche. Die Menschen reagieren, wie sie auf Fremde oft reagieren: Sie haben Angst und begegnen ihnen mit Gewalt. Bemühen um Verständnis wird nicht erwogen, auch nicht von Seiten der »Ungeheuer«. Diese handeln, wie Kolonisatoren gewöhnlich handeln: Sie schicken immer mehr Soldaten. Keine Seite ist gut, keine Seite ist böse, nur jede hat ihre eigene Sicht der Dinge – das ist eine der Botschaften, die Sánchez Piñol vermittelt.

Der Teufelskreis der Gewalt und des Hasses kann durch die Liebe durchbrochen werden, durch die körperliche zunächst, und diese führt dann zur Suche nach Verstehen und schließlich zu der Erkenntnis, dass man so

verschieden voneinander gar nicht ist. »Wir ähneln denen, die wir hassen, mehr als wir denken«, stellt denn auch der Ich-Erzähler von *Im Rausch der Stille* gleich eingangs fest, bevor er beginnt, von seinem großen Abenteuer mit den Froschmenschen zu berichten.

Der junge – namenlose – Ire hat am Befreiungskampf seiner Heimat teilgenommen. Nach der Unabhängigkeit Irlands von Großbritannien 1922 will er aus Enttäuschung über die anhaltende Gewalt in der Republik diesen den Rücken kehren und in eine Welt ohne Menschen flüchten. Er nimmt den Posten eines Wetterbeobachters auf einer kleinen, abgelegenen Insel im Südatlantik an. Sein einziger Mitbewohner ist Batis Caffó, der Leuchtturmwärter, der ihn jedoch gleich bei der ersten Begegnung schroff zurückweist. Bereits in der ersten Nacht auf der – ebenfalls namenlosen – Insel kommen die Ungeheuer aus dem Wasser und versuchen, in die armselige Wetterstation einzudringen. Nur dank der Gewehre, die ihm der Kapitän des Schiffes, das den Iren absetzte, gegen seinen Willen hinterließ, kann dieser den Ansturm abwehren. Niemand entkommt der Gewalt – so ein weiterer Topos, mit dem sich der Autor auseinandersetzt.

Zwar kann der Ire Batis überreden, ihn in dem zur Festung ausgebauten Leuchtturm aufzunehmen, doch Freunde werden die beiden Männer nicht, lediglich der äußere Feind lässt sie zusammenhalten. Batis Caffó hält sich eine Citauca, die ihm den Haushalt führt, mit der er schläft und die er grausam misshandelt. Aneris, von hinten gelesen Sirena, singt, wenn sich ihre Artgenossen der Insel nähern. Auch der Ire erliegt schließlich dem Wunsch, sie zu besitzen, und schließlich verliebt er sich in sie.

Die Liebesgeschichte des ungleichen Paares, aber vor allem der tägliche, blutige Überlebenskampf der beiden kaum weniger ungleichen Männer bleiben bis zur letzten Zeile spannend, wie es sich für einen Abenteuerroman gehört. Wer das Buch über die erfundene Insel lieber als eine Parabel lesen möch-

te, kommt ebenfalls auf seine Kosten. Als Anthropologe kennt der Autor sich aus im Umgang mit fremden Kulturen, er weiß, wie vorurteilsbehaftet viele Menschen ihnen begegnen und reflektiert dies in seinen beiden Büchern.

In seinem neuen Roman führt Piñol die Leser in den Kongo, wo er selbst eine Weile gelebt hat, für eine Forschungsarbeit über das Pygmäen-Volk der Mbuti. Ich-Erzähler von *Pandora im Kongo* ist der Engländer Tommy Thomson, der sich als junger Mann, während des Ersten Weltkrieges, als Schreiber von Groschenromanen seinen Lebensunterhalt verdiente. Ein Anwalt beauftragte ihn damals damit, einen Roman über das Leben des wegen Mordes an seinen beiden Chefs angeklagten Marcus Garvey zu schreiben. Der Roman sollte dessen Unschuld beweisen. Thomson besuchte Garvey im Gefängnis und dieser erzählte ihm seine Geschichte, die Tommy niederschrieb. Garvey wurde freigesprochen.

Nach sechzig Jahren macht sich Thomson nun daran, den Roman und dessen Entstehen noch einmal aufzuschreiben und kommt dabei zu einer anderen Sicht der Dinge. *Pandora im Kongo* ist also nicht nur der Roman über das Schreiben eines solchen, sondern

auch ein Krimi, oder besser eine Persiflage darauf, weil er die Möglichkeit der Wahrheitsfindung in Frage stellt.

Marcus Garvey war als Gehilfe der Brüder William und Richard Craver in den Kongo aufgebrochen, um dort nach Gold zu graben. Die Cravers entsprechen dem Klischee des Kolonialherren: Sie sind rücksichtslose, brutale Ausbeuter und Rassisten. Ihre Gier lässt sie die Goldmine so tief in die Erde treiben, bis sie schließlich auf die Gänge der Tektoner stoßen und damit die Büchse der Pandora öffnen und den Innerirdischen den Weg an die Oberfläche erleichtern. Wieder kommt es zu Gewaltexzessen, wieder kommt es zur sexuellen Ausbeutung. William macht sich Amgam – Magma, von hinten gelesen –, zur Sklavin, bis Garvey sie befreit. William und Richard werden ermordet, und zwischen Marcus und Amgam wächst die Liebe, die sie schließlich opfern, um die beiden Welten wieder zu trennen, weil sie eine Verständigung nicht für möglich halten.

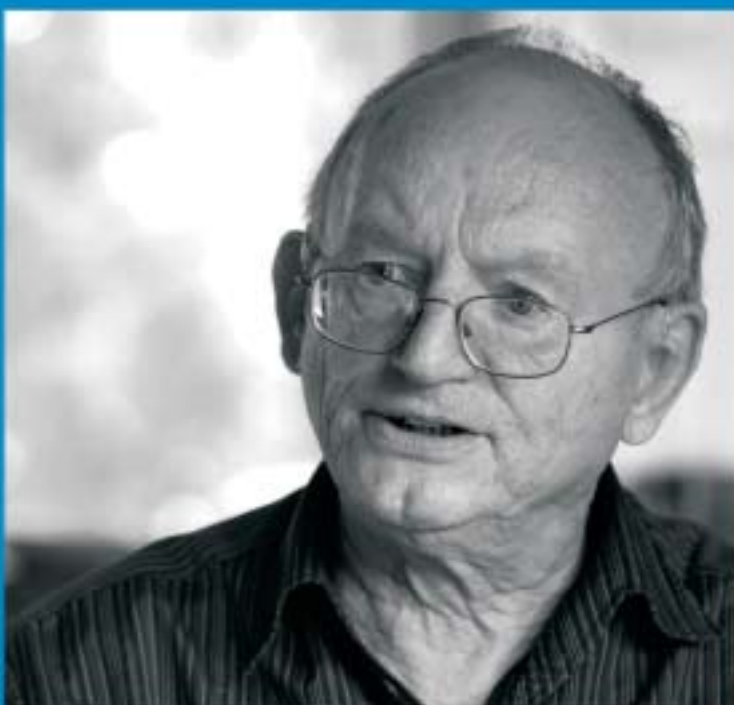
Sánchez Piñol wollte nach eigenen Worten auch eine Parodie auf den Liebesroman schreiben und hat Marcus und Amgam nach »dem Vorbild der großen Liebenden der Literatur« konstruiert. Auch Tommy verliebt

sich in Amgam, als er seinen Roman zum ersten Mal schreibt, und diese Liebe treibt ihn ein Leben lang um, obwohl er die Tektonerin nie gesehen hat, ja nicht einmal weiß, ob sie eine Erfindung Garveys war.

Pandora im Kongo ist ein perfekt konstruierter Roman, der sich überdies über das eigene Genre lustig macht, indem er zeigt, wie dieses zur Manipulation genutzt werden kann, wenn nur die Konstruktion stimmt. Albert Sánchez Piñol versteht es zudem meisterhaft, die Sprache den jeweiligen Notwendigkeiten anzupassen: Mal kommt er poetisch daher, mal aphoristisch knapp, lebendig in den Dialogen und einfallsreich in seinen Metaphern und Vergleichen. Der Autor arbeitet an einem dritten Band seiner als Trilogie angelegten Romanreihe über Invasionsversuche durch Ungeheuer. Nach der Bedrohung aus dem Wasser und dem Erdinneren steht die Bedrohung aus der Luft bevor.

Albert Sánchez Piñol: *Im Rausch der Stille*. Roman. Aus dem Katalanischen von Angelika Maass. Fischer Taschenbuch, Frankfurt am Main 2006 (Erstausgabe 2005), 252 S., 8,95 €

Albert Sánchez Piñol: *Pandora im Kongo*. Roman. Aus dem Katalanischen von Charlotte Frei. S. Fischer, Frankfurt am Main 2007, 478 S., 19,90 €



Irmtraud Gutschke

Hermann Kant
Die Sache
und die Sachen

»Wer nun wirklich noch wissen will, was DDR gewesen ist, dem sei dieses Buch empfohlen, noch mehr demjenigen, der Vor-Urteile überprüfen möchte.«

Friedrich Schorlemmer

Veranstaltungen mit Hermann Kant und Irmtraud Gutschke:

19.10.2007, 20 Uhr
Neustadt/Doose
Theatrum Schloss Kampehl

30.10.2007, 19 Uhr
Eberswalde
Restaurant »marktacht«

1.11.2007, 20 Uhr
Rostock
Aula der Borwinschule
Am Kabutzenhof 8

Irmtraud Gutschke:
Hermann Kant. Die Sache und die Sachen
288 S.,
geb. mit Schutzumschlag,
mit Bildteil

14,90 €

Jetzt im ND-Shop bestellen:

Tel.: (030) 29 78 - 17 77

Fax: (030) 29 78 - 16 50

E-Mail: m.ibold@nd-online.de

Neues Deutschland

Das Neue Berlin



Kramar und Marcell Nimführ mit Andrey Smolensky: *Hier spricht Radio PMR*. Verlag für Bildschöne Bücher, Berlin 2007, 240 S. 35 Euro
www.bildschoe-neue-buecher.com

David Harvey
Kleine Geschichte des Neoliberalismus

Aus dem Englischen von
Niels Kadritzke
280 Seiten, Broschur, 2007
ISBN 978-3-85869-343-3
Fr. 38.–/Euro 24.–



Scharfsichtige Analyse

Eine Geschichte des Neoliberalismus, seiner Theorie und Praxis: Nicht nur die allgemein bekannten »Pioniere« Thatcher und Reagan kommen zu Ehren, sondern auch das neoliberale Modellland Chile (unter Diktator Pinochet) und das China von Deng Xiaoping und seinen Nachfolgern.

»Das lebendigste, lesenswerteste, verständlichste und kritischste Handbuch über den Neoliberalismus.«

LEO PANITCH, PROFESSOR FÜR VERGLEICHENDE ÖKONOMIE

Rotpunktverlag.
www.rotpunktverlag.ch

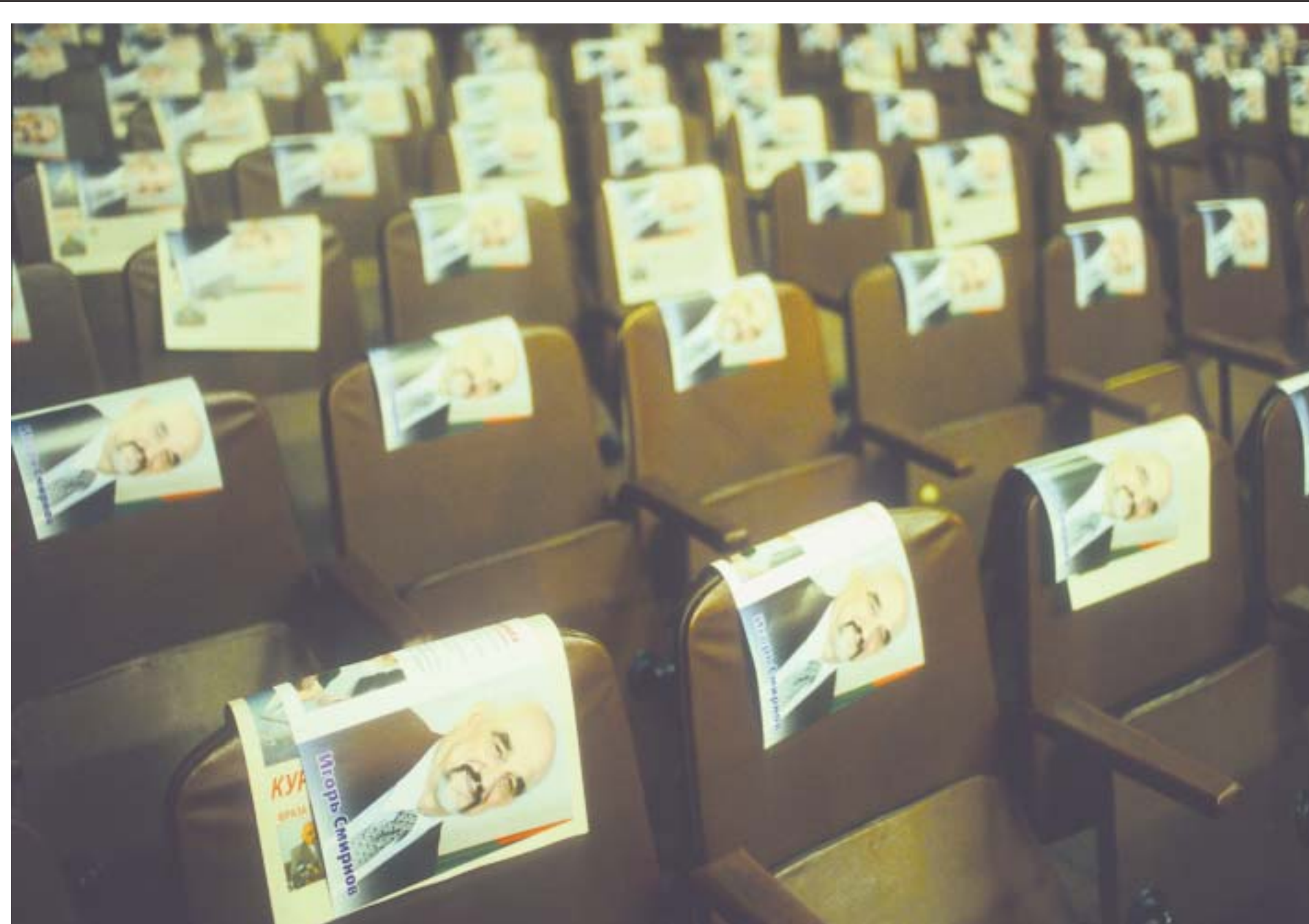
Unsere Hauptstadt«, so ließ es der langjährige Präsident der katalanischen Regierung, Jordi Pujol, einst wissen, lag »damals nicht in Spanien ...«, da es sich um Aachen handelte.« Der Ort verblüfft, entscheidend ist die Zeit. Und zwar nicht die, in der das Interview geführt wurde, aus dem Thomas Eßer zitiert. Das war im Jahr 2006. Entscheidend ist das »damals«. Pujol, charismatischer Politiker und überzeugter Nationalist, spricht von der kulturellen Bindung Kataloniens an das Karolingerreich vor der Gründung der »katalanischen Nation«. Eine nationale Geschichte, soll sie sich als solche formieren, beginnt manchmal eben sehr früh. Und nicht selten erscheint sie so weit hergeholt, wie Aachen vom spanischen Staat entfernt ist. Dabei gehört dieses Herholen und Herbeizitieren, dieses Bezugnehmen und Zurückgreifen zur ganz normalen Arbeit, die an der Konstruktion einer Nation geleistet werden muss. Nur fällt sie eben bei Nationen eher auf, die nicht über einen Staat verfügen.

Eine Nation ist Katalonien mittlerweile auch ganz offiziell. So steht es in der Präambel des neuen Autonomiestatuts von 2006. Was es bedarf, eine Nation zu sein, ist aber nicht nur ein Schriftstück. Es ist zum einen eine Differenz und zum anderen eine Kontinuität: Beides stellt Pujol mit seinem Bonmot her, wenn er einerseits den Unterschied zu Spanien beschwört und andererseits von »unserer Hauptstadt« spricht, als handle es sich bei diesem »wir« damals wie heute um ein- und denselben Personenkreis.

Dass Nationen konstruiert sind, heißt wiederum nicht, sie seien frei erfunden. So gab es bereits im frühen 13. Jahrhundert, wie Walther L. Bernecker herausstellt, durchaus politische Unterschiede zwischen dem Rechts- und Verwaltungssystem in Kastilien und jenem von Katalonien und Aragon. Statt einer absoluten Monarchie entwickelte sich eine Mitbestimmung der Stände, versammelt in der »Generalität«, die Bernecker eine »der ersten parlamentarisch verantwortlichen Regierungen der Welt« nennt. Auch Carlos Collado Seidel setzt die Phase, in der »die Verwendung des neuzeitlichen Begriffs der Nation« auf Katalonien angewendet werden kann, unter Berufung auf den Historiker Pierre Vidal auf den Zeitraum von 1250 bis 1350 fest.

Neben der Wahrnehmung durch zeitgenössische BeobachterInnen und den politischen Institutionen war auch die Sprache ein Kriterium für die Rede von der katalanischen Nation. Über eine gemeinsame, in allen gesellschaftlichen Bereichen einsetzbare Sprache verfügten die KatalanInnen ebenfalls seit dem 13. Jahrhundert. Allerdings haben auch Sprachen eine Geschichte, die katalanische wurde fast vergessen und galt lange Zeit als »Sprache des Volkes« gegenüber dem Kastilischen als Sprache des Bürgertums. Im 19. Jahrhundert wurde sie im Rahmen der katalanischen Nationalbewegung wieder entdeckt beziehungsweise reanimiert, die erste katalanische Grammatik erschien 1813/14, durch die sich allerdings auch die damalige französische Besatzung ihre antispanischen Effekte erhoffte.

Unter der Diktatur Francos (1939-1975) erfuhr das Katalanische seine gründlichste Unterdrückung, seine Verwendung als Schriftsprache wurde stark eingeschränkt. Die Wiedereinsetzung und Verbreitung der Sprache war deshalb auch für die nationalen katalanischen Bewegungen immer ein zentrales Anliegen. Als Identifikationsmoment wird die Sprache umso wichtiger, weil sich der Katalanismus »weitaus mehr als »zivile« denn als »ethnische« Bewegung« (Kraus) definiert und formiert hat. Aber ist nur Katalane/Katalanin, wer auch des Katalanischen mächtig ist? In einer geografischen Region, in der schon 1970 vierzig Prozent der Bevölkerung



HIER SPRICHT RADIO PMR NACHRICHTEN AUS TRANSNISTRIEN

IOGR NIKOLAJEWITSCH SMIRNOW, PRÄSIDENT VON TRANSNISTRIEN

Jens Kastner

Nation mit demokratischem Akzent

ZIVILGESELLSCHAFT ■ Zwei neue Bücher schreiben jeweils eine kleine Geschichte Kataloniens

Zugewanderte waren, keine unproblematische Frage.

Auch der Streit, der im Vorfeld der Buchmesse darum geführt wurde, ob auf Kastilisch schreibende SchriftstellerInnen auch zur katalanischen Literatur gerechnet werden dürfen, zeigt, dass es hier keineswegs um allein akademische Fragen geht. Thomas Eßer, der die Kulturgeschichte Kataloniens gesondert beschreibt, bezieht eindeutig Stellung gegen die Gleichsetzung von Sprache und Kultur und meint, »die Idee einer »katalanischen Kultur« bleibt ohne die in anderen Sprachen schreibenden Autoren unvollständig.« In einem Land, in dem sich laut einer von Collado Seidel zitierten Umfrage von 2005 nur vierzehn Prozent der Bevölkerung ausschließlich als KatalanInnen fühlen, muss der Zusammenhang von Sprache, Kultur und Nation letztlich auch offen und umkämpft bleiben.

Die kulturelle Nähe zum spanischen Staat und die lange geografische und politische

Eingebundenheit in diesen, machen es zudem unmöglich, die Geschichte Kataloniens ohne die Spaniens zu erzählen – »wie auch immer man die katalanisch-spanischen Beziehungen nun bewerten mag« (Kraus). Dass Bernecker beispielsweise vom Beginn der »spanischen Arbeiterbewegung« ab 1868 oder von dem »iberischen Anarchismus« spricht, während er die Situation in Katalonien beschreibt, rührt eben genau daher. Es hat aber noch eine andere Ursache: So war das Industrieproletariat als einzige soziale Schicht im 19. Jahrhundert nicht in den Katalanismus integriert, da, so Bernecker, seine »Orientierung internationalistisch blieb«. Überhaupt widmet Bernecker der Arbeiterbewegung und den Klassenspaltungen in Katalonien nicht nur größere Aufmerksamkeit als Collado Seidel. Auch in seiner Bewertung sozialer Kämpfe positioniert er sich anders. Während er die Arbeiterunruhen der »Tragischen Woche« (*Semana Trágica*) im Juli 1909 als »Reaktion auf den zunehmenden Einfluss des (Ordens-)

Klerus« ausmacht und die gewaltige Repression des Militärs hervorhebt, beschreibt Collado Seidel die »Bilanz der Gewalt« des Aufstands selbst als »erschreckend«. Dabei hätten sich die sozialen Spannungen »auf grausame Weise Luft verschafft«.

Irritieren muss auch, wie Collado Seidel die Gewalt gegen die Kirche einstuft, die zu Beginn des Spanischen Bürgerkrieges (1936-1939) von der Linken ausgeübt wurde. Als wenn erst die Morde an Priestern die Kirche in die Arme der rechten Putschisten getrieben hätte, schreibt er: »So wundert es nicht, dass sich die spanische Kirche nahezu geschlossen hinter die Aufständischen stellte und zu einer der wichtigsten ideologischen Stützen des Regimes von General Franco wurde.« Die Kirche hatte allerdings, außer im Baskenland, nie Anstalten gemacht, sich auf Seiten der Republik zu positionieren. So waren die Ausschreitungen gegen ihre Repräsentanten und Gebäude keinesfalls die Ursache für deren antidemokratische Politik, sondern vielmehr eine Reaktion auf diese.

Während der Zweiten Republik (1931-1936) und zu Beginn des Bürgerkrieges hatte auch die katalanische Autonomie-Bewegung eine ihrer Hochphasen. Dass sich der katalanische Nationalismus immer auch auf eine demokratische Tradition beruft, ist daher nicht ganz unplausibel – auch wenn die Ausweitung der Befugnisse der Generalität von 1936/37, die noch über das Autonomiestatut von 1932 hinausgingen, gegen die von AnarchistInnen und LinksozialistInnen betriebene soziale Revolution durchgesetzt wurde.

Für den Bezug auf demokratische Werte gibt die Geschichte Kataloniens aber auch frühere Beispiele her. So ging schon die aragonesisch-katalanische Krone unter den Vorzeichen einer »ausgeprägte(n) Form des Konstitutionalismus« (Bernecker) die Matrimonialunion mit dem absolutistischen Kastilien ein. Diese Hochzeit Ferdinands von Aragon und Isabellas von Kastilien bildete die Grundlage für das Spanische Königreich. Auch sah man Ende des 15. Jahrhunderts die Auftritte der Inquisition in Barcelona nicht gern. Die Stände blieben den Verhandlungen sogar fern, was einer »Brüskierung des Gerichts« (Collado Seidel) gleichkam. Solche Geschichten über widerständigen Geist und liberale Gesinnung stiften zweifelsohne auch heute noch den Zusammenhalt der katalanischen Nation.

Eine andere Quelle seiner Stärkung waren zudem die Jahre unter Franco: Statt den Katalanismus wie gewünscht zu vernichten, hat

die Repression eher das Gegenteil bewirkt, darin sind sich alle Autoren einig: Zu Beginn der 1970er Jahre wuchs eine »breite soziale Bewegung« (Collado Seidel) heran, die die Forderung nach Demokratisierung mit der Autonomiefrage verband und dabei frühere ideologische Rivalitäten überwand. Die katalanische Identität war »sprachlich und kulturell ausgeprägter denn je« (Bernecker).

Während ein katalanischer Separatismus zu keinem Zeitpunkt mehrheitsfähig war, wurde die Autonomie stark an die Frage der Demokratie geknüpft. Dieser Aspekt ist in Collado Seidels Gesamtdarstellung besser kontextualisiert, als es der Suhrkamp-Band leisten kann. Denn darin wird die Kulturgeschichte und die Zeit des so genannten Übergangs (*transición*) nach dem Tod Francos vom soziopolitischen Überblick separat behandelt. Diese Aufteilung macht das Buch an mancher Stelle aber auch präziser, wofür Berneckers Expertise zur Arbeiterbewegung ein gutes Beispiel ist. Eine Art zivilgesellschaftlicher Akzent scheint, darin stimmen beide Bücher überein, ein Epochen und Klassen übergreifendes Merkmal des katalanischen Nationalismus zu sein.

Das gilt vor allem im Hinblick auf die Abgrenzung zum vereinheitlichenden spanischen Nationalismus und schließt interne Kämpfe keinesfalls aus. Und dass auch in Katalonien die nationale Frage vor soziale Anliegen rückt, wird durch das gegenwärtig immense parteipolitische Gerangel zwischen linker Esquerra Republicana (ERC) und rechter Convergència Democràtica (CDC) um den wahren Katalanismus, also die konsequente Haltung zu Autonomie und Unabhängigkeit, auf überdeutliche Weise demonstriert. Die gleichsam politische wie kulturelle Akzentuierung auf zivilgesellschaftliche Errungenschaften ist jedenfalls nachvollziehbarer als alle kulturanthropologischen Kennzeichen. Auch solche werden nämlich angeboten, Thomas Eßer gelten die EinwohnerInnen Kataloniens als »fleißig und geschäftstüchtig, aber auch (...) ernst und geizig.« Wahrscheinlich werden sie deshalb im Volksmund als die Deutschen Spaniens bezeichnet. Das allerdings ist ganz sicher eher auf lang anhaltende Phasen ökonomischer Prosperität zurückzuführen, denn auf vermeintlich kollektiv geteilte Wesensmerkmale. Oder auf Aachen.

Walther L. Bernecker, Torsten Eßer, Peter A. Kraus: *Eine kleine Geschichte Kataloniens*, Suhrkamp, Frankfurt am Main 2007, 342 S., 10 €

Carlos Collado Seidel: *Kleine Geschichte Kataloniens*, Beck, München 2007, 241 S., 11,95 €



PROBEABO Freitag

Die Ost-West-Wochenzeitung

Ich möchte die Wochenzeitung »Freitag« 13 Wochen lang für 25 Euro testen. Dieses Probeabo gilt für 13 Wochen, es verlängert sich nicht automatisch.

Name

Straße

PLZ/Ort

Datum/Unterschrift

Bitte bestätigen Sie die Bezahlung per Lastschriftverfahren:
 Ja, ich bin damit einverstanden, dass die Bezugsgebühren einmalig im Lastschriftverfahren von meinem Konto im Voraus abgebucht werden.

Kontonummer

BLZ

Bank: